

VÖGELEKULTUR BULLETIN



EIN BLICK AUF
DIE MITTE DES LEBENS:

FÜR DEIN **ALTER**
SIEHST DU GUT AUS

DIE ALLES-IST-MÖGLICH
GENERATION

AUFSTEIGEN **UMSTEIGEN**
AUSSTEIGEN

EIN RAUM IN DER
SCHWEBE
ZUR SZENOGRAPHIE DER AUSSTELLUNG

AGENDA
DAS PROGRAMM RUND UM DIE AUSSTELLUNG

LEBENS
GESCHICHTEN
SECHS PORTRAITS VON MENSCHEN
IN DER LEBENSMITTE

halbzeit.

Ein Blick auf die Mitte des Lebens:
Gedanken, Träume, Tatsachen

6.11.2011–
11.3.2012



SELINE BAUMGARTNER *Lebensübersicht*, 2002–2011, Farbstift auf Papier, Stempeldruck, 5 Pläne, 150 x 100 cm, Courtesy of the Artist.

VISUALISIERTE ZEIT Die Künstlerin hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Verstreichen der Zeit als Erinnerung und gleichzeitig als Zukunftsvision zeichnerisch festzuhalten. Alle fünf Jahre markiert sie, wie viel Zeit sie jährlich für Schlaf, Ausbildung, Kunst, Arbeit, Freizeit und Beziehung einsetzt und wie sie diese fortan verbringen wird. Die rote Linie, die die Grenze zwischen Gegenwart und Zukunft signalisiert, wird sich kontinuierlich nach unten verschieben. Als 31-Jährige hat sie auf Grund der von ihr vordefinierten Zeitachse von 80 Jahren die Lebensmitte noch nicht erreicht und die *Lebensübersicht*, so der Titel dieser Arbeit, wird sich noch diverse Male ändern. Dementsprechend kann der gegenwärtige Lebenskalender, der sowohl die Wirklichkeit als auch die subjektive Vorstellung wiedergibt, als aktuelles Selbstportrait gelesen werden. Denn wie Erlebtes jemanden formt, prägen auch Wünsche und Hoffnungen diese Person. Zugegeben, eine eher nüchterne Form der Selbstdarstellung, aber dafür eine Ehrliche. *NK*

INHALT

VISUALISIERTE ZEIT SELINE BAUMGARTNER	2
DER JUNGBRUNNEN LUCAS CRANACH D. Ä. / HAUS AM GERN	4

FRAGEN ÜBER FRAGEN MONICA VÖGELE	5
---	---

EIN BLICK AUF DIE MITTE DES LEBENS BEATE SCHAPPACH / ANDREAS SCHWAB	6
--	---

FÜR DEIN ALTER SIEHST DU GUT AUS BEATE SCHAPPACH	8
---	---

ICH BIN MEIN EIGENES PRODUKT MANON	9
------------------------------------	---

ALS ER SICH MIT VIERZIG... ROBERT GERNHARDT	10
---	----

FRAGILES FAMILIENKONSTRUKT CLAUDIA und JULIA MÜLLER	11
---	----

DIE ALLES-IST-MÖGLICH GENERATION ANDREAS SCHWAB	12
--	----

REFLEKTIERTE WÜNSCHE OLAF BREUNING	13
------------------------------------	----

AUFSTEIGEN UMSTEIGEN AUSSTEIGEN ANDREAS SCHWAB	14
---	----

SAND IM KARRIEREGETRIEBE RELAX (CHIARENZA & HAUSER & CO)	15
--	----

DIE HALBZEIT, EINE SOLLBRUCHSTELLE	16
---	----

EIN SCHWERER FALL VON MIDLIFE-CRISIS – BRUDER KLAUS... JÜRG SPICHIGER	16
---	----

VON EINER, DIE AUSBRACH – LINA BÖGLI BEATE SCHAPPACH	17
--	----

BIS VOR LAUTER ERKLÄRUNGEN... ARMAND SCHULTHESS BEATE SCHAPPACH	18
---	----

AUSZIEHEN, HIER IST KEIN SPRIESSEN – PAUL NIZON ANDREAS SCHWAB	19
--	----

LEBENSGESCHICHTEN

Vom Vielfachweltmeister im Thaiboxen bis zum Matratzenfabrikanten, von Gedanken, Träumen und Tatsachen, von Männern und Frauen: 6 Lebensgeschichten zur *halbzeit*, aufgezeichnet von profilierten Journalistinnen und Journalisten und stimmig fotografiert von ADRIAN MOSER.



FRÜHER WAR ER DRACULA DANIEL DI FALCO	20
--	----

ALS KIND FIEL SIE IN DEN ZAUBERTRANK DES WIDERSTANDS ANNE-SOPHIE SCHOLL	22
--	----

DIE ABSOLUTE KATASTROPHE IN DER LEBENSMITTE CATHERINE ARBER	24
--	----

VON EINEM LAND ZUM ANDEREN REGULA TANNER	26
---	----

DER INNERE DRANG, KUNST ZU MACHEN, WAR VERSCHWUNDEN ANNE-SOPHIE SCHOLL	28
---	----

ICH HABE NIE EINEN BRUCH ANGESTREBT CATHERINE ARBER	30
--	----

DIE LEBENSTREPPE BEATE SCHAPPACH	32
---	----

STEPS OF LIFE TERESA RENN / ROUVEN RECH	34
--	----

VON NUN AN GEHT'S BERGAB TIMM ULRICHS	35
---------------------------------------	----

EINE PRIVILEGIERTE SELBSTBEFRAGUNG AUF 950M²	36
--	----

ANNE-SOPHIE SCHOLL / BEATE SCHAPPACH / ANDREAS SCHWAB

EWIGES WERDEN UND VERGEHEN PHILIPPE ROBERT	39
--	----

EIN RAUM IN DER SCHWEBE URSULA GILLMANN	40
--	----

BÜHNE DES LEBENS H. NUMAN	41
---------------------------	----

AGENDA DAS RAHMENPROGRAMM ZUR AUSSTELLUNG	42
--	----

RÜCKBLICK GOING BANANAS	44
--------------------------------	----

FÜHRUNGEN, ÖFFNUNGSZEITEN, ANFAHRT, IMPRESSUM	46
--	----



LUCAS CRANACH, D. Ä. *Der Jungbrunnen*, 1546, Öl auf Lindenholz, 120,6 x 186,1 cm, Gemäldegalerie, Staatliche Museen zu Berlin © bpk / Gemäldegalerie, SMB / Jörg P. Anders.



HAUS AM GERN Detail aus *Things That Are Not Eternal Are Already Out Of Date*, 2011, Installation, Masse variabel, Keramikplatten, Gips, Waschtisch, Umwälzpumpe, Wasser.

DER JUNGBRUNNEN 1546 malte Lucas Cranach d. Ä. ein archetypisches Bild eines Jungbrunnens. Alte, kranke und gebrechliche Frauen steigen auf der linken Seite in ein Bad und verlassen es auf der anderen Seite verjüngt. Die Hoffnungen heutiger Jungbrunnen liegen weniger in traditionellen Wasseranwendungen als vielmehr in Kosmetika, in Anti-Aging-Cremes oder den Segnungen der ästhetischen Chirurgie. Doch bis heute schwingt in zahlreichen Wellnessangeboten die alte Verheissung des Jungbrunnens mit. In der Arbeit des Künstlerduos Haus am Gern (Rudolf Steiner & Barbara Meyer Cesta) wird dieses Motiv subtil aufgenommen. Vor einer gekachelten Wand steht ein Waschbecken mit einem laufenden Wasserhahn. Warum nicht, wie im Wellnesshotel, das Wasser in die offene Hand fließen lassen und einen Schluck nehmen, in der Hoffnung, sich mit dem Wasser zu verjüngen?

Jugendliche Besucher hingegen erkennen den mit einem Computer generierten QR-Code, der in die Kacheln eingeschrieben ist. Sie zücken ihre Smartphones und lesen sogleich den hintergründigen Text, der gleichzeitig der Titel der Arbeit ist: *Things That Are Not Eternal Are Already Out Of Date* (Alle Dinge, die nicht ewig sind, sind bereits aus der Mode). Sie können es als Mahnung verstehen, dass auch sie gleich ihren Eltern einmal von der Technik überrollt werden könnten. Davor schützen würde allein das ewige Leben, das ihnen jedoch genauso wenig wie allen anderen Menschen gegeben ist. AS

FRAGEN ÜBER FRAGEN

MONICA VÖGELE

«Wir wollen ein Podium bieten für spannende und überraschende Annäherungen an gesellschaftsrelevante Themen, die Möglichkeit für eine auch mal kritische Auseinandersetzung genauso wie für einen vergnüglichen Kulturgenuss. Immer jedoch sollten Ausstellungen und Events im Vögele Kultur Zentrum Begegnungen fördern und dadurch zum Reflektieren und sich Austauschen anregen.»



Die Kunst wird immer einen wichtigen Platz im Vögele Kultur Zentrum einnehmen.

Seit einem Jahr läuft unser Haus unter diesem neuen Konzept und wir konnten bereits einige Erfahrungen sammeln. Eine davon: Themenausstellungen werfen tatsächlich viele Fragen auf. So z.B. was ist überhaupt ein gesellschaftsrelevantes Thema? Muss dieses per se Zündstoff enthalten, um zu Diskussionen anregen zu können? Laden nur krisenbezogene Themen zum Nachdenken ein? Eine besonders oft gestellte Frage: Wird das Vögele Kultur Zentrum denn keine Kunst mehr zeigen, sind zukünftige Ausstellungen eine rein intellektuelle Aufarbeitung einer gesellschaftlichen Problemstellung?

Gleich vorweg: Doch, das Vögele Kultur Zentrum wird immer Kunst zeigen! Die bildende Kunst ist und bleibt einer der Eckpfeiler unserer Ausstellungen, nur wird sie in unserer Neuausrichtung ergänzt durch darstellende und angewandte Kunst, durch Literatur, durch Musik und sehr stark natürlich auch durch erläuternde und somit Hintergründe erklärende Audio- und Videoinstallationen, interaktive Exponate und durch das einfache Wort, sprich Textbeiträge. Themenausstellungen sind ein Gesamterlebnis und sollen den Betrachter auf möglichst vielen Ebenen und über unterschiedliche Sinneswahrnehmungen begeistern. Gesellschaftsrelevant sind Themen für uns dann, wenn jeder mögliche Besucher auf seinem grundsätzlich zu erwarteten Lebensweg dem Thema begegnen wird. «Mondfahrt» zum Beispiel wird wohl für den Grossteil von uns nie ein wirklich gelebtes Thema werden und daher ist es auch kein Thema für das Vögele Kultur Zentrum. *halbzeit – Ein Blick auf die Mitte des Lebens* interessiert sowohl vorwärts gewandt aus einer jugendlichen Perspektive als auch nach einem reichen, langen Leben, reflektierend als Blick zurück, somit sehr wohl ein Thema für unser Haus.

Denn wir leben in einer Zeit, in der wir immer höhere Ansprüche an unser Dasein stellen: Wir wollen möglichst alt werden, jedoch nie alt sein, d.h. faltenfrei schön, jugendlich vital und gesund bleiben. Wir sind bestrebt, Karriere zu machen, ein inniges Familienleben zu führen und doch verhältnismässig grosse Freiheiten zu geniessen. Und dann gäbe es da noch den einen oder anderen Jugendtraum zu verwirklichen: die Ausbildung zur Gesangstherapeutin, das Schreiben eines Buches, die Weltreise auf der Harley Davidson... Und, in dieses Gedankengut verstrickt, eilen wir durchs Leben. Ich denke mir, es ist spannend, sinnvoll und unter Umständen sehr aufschlussreich inne zu halten und «Einen Blick auf die Mitte des Lebens» zu werfen. Wo möchte ich dann stehen – wo stehe ich – wo stand ich? Wie gehe ich meine Träume und Wünsche an – ging ich sie an – kann ich sie noch angehen? Wie handhabt die Gesellschaft dieses eventuelle Dilemma? Welche «Begleitung» wird mir von aussen geboten? Ist dieses manchmal fast schon aufdringliche Angebot an «Coaches» nicht bereits ein Sorge erregendes Überangebot?

Fragen über Fragen. Wir hoffen natürlich sehr stark, Ihnen zum Thema *halbzeit* auch ein paar Antworten oder zumindest Anregungen liefern zu können. Ganz bestimmt aber wird unsere Ausstellung einem unterhaltenden Event gleichkommen, in dem – wie bereits erwähnt – auch die Kunst einen wichtigen Platz einnimmt.

MONICA VÖGELE ist Präsidentin des Stiftungsrates der Stiftung Charles und Agnes Vögele und leitet seit 2010 das Vögele Kultur Zentrum.

«Eines Tages habe ich mir gesagt:
«Ich bin vierzig Jahre alt.»
Als ich mich von diesem Staunen erholt hatte,
war ich fünfzig. Die Betroffenheit,
die mich damals überfiel,
hat sich nicht gegeben.»

SIMONE DE BEAUVOIR (damals 52-jährig): In den besten Jahren, 1960.

EINBLICK AUF DIE MITTE DES LEBENS

BEATE SCHAPPACH / ANDREAS SCHWAB

Altern macht betroffen, so die Aussage von Simone de Beauvoir. Beim Lesen dieses Zitats stellt man sich unweigerlich die Frage, ab wann verabschiedet man sich von der Jugend, wann wendet man sich dem Alter zu – und was passiert in der Zwischenzeit?

Gemeinhin wird dieser Zeitraum als Halbzeit bezeichnet, eine bis anhin von Wissenschaft, Gesellschaft und Politik unbeachtete Lebensphase irgendwann zwischen dreissig und sechzig. Eine Ausnahme ist die Publikation *In der Lebensmitte. Die Entdeckung des mittleren Lebensalters* der Soziologin Pasqualina Perrig-Chiello. Dieses Buch gibt Antwort auf häufig gestellte Fragen zu körperlichen Veränderungen von Männern und Frauen sowie Partnerschaft, familiären und beruflichen Herausforderungen und verleiht damit einer bislang vernachlässigten zentralen Lebensphase die ihr gebührende Anerkennung. Und eben diese Beachtung und Gedanken waren für das Kuratorenteam Beate Schappach und Andreas Schwab ausschlaggebend für die Idee einer umfassenden Ausstellung zu diesem Thema im Vögele Kultur Zentrum und in der Folge das Buch eine wichtige Grundlage ihrer Recherchen.

In der Mitte des Lebens ist – theoretisch zumindest – noch eine gleiche Wegstrecke zu bewältigen, wie die bereits zurückgelegte. Doch wie bei einem Streichholz kann auch

die Lebensflamme jäh verlöschen, durch einen Unfall oder eine Krankheit. Was als mittleres Alter bezeichnet wird, ist folglich nur im statistischen Idealmass von Relevanz: Niemand kann sich sicher sein, die Hälfte der gegebenen Lebenszeit nicht längst überschritten zu haben. Denn nicht die in den Statistiken aufgeführte exakte Halbzeit des Lebens ist gemeint, sondern vielmehr die Phase der gefühlten Mitte. Diese liegt bei den meisten Menschen im Alter zwischen vierzig und fünfzig Jahren, also deutlich nach der Hälfte der durchschnittlichen Lebenserwartung von Männern: 77,3 Jahre und Frauen: 82,9 Jahre in der Schweiz.

Tatsächlich ist die Lebensmitte eine besondere Phase: nicht mehr jung und noch nicht alt, reich an Erfahrungen, allenfalls enttäuscht darüber, dass man bestimmte private und berufliche Ziele nicht erreicht hat und vielleicht auch nicht mehr erreichen wird. Nicht selten werden bisherige Lebenskonzepte hinterfragt und Maximen über Bord geworfen. Mehr noch als bei früheren Generationen besteht heute die Möglichkeit, sein Leben

nochmals von Grund auf zu verändern, sei es beispielsweise in Bezug auf Gesundheit, Partnerwahl oder Beruf.

Auch wird das mittlere Alter oftmals als eine wichtige Umbruchsphase bezeichnet. Ist dem so: Werden wir zwischen vierzig und sechzig Jahren alle zu Aussteigern, haben wir mit einer Midlife-Crisis zu kämpfen oder erleben wir einen zweiten Frühling? Die Recherchen konnten diese Klischees nicht bestätigen. Aber die verschiedenen Lebensentwürfe mit ganz eigenen Brüchen und Kontinuitäten fielen überraschend aus.

Im Laufe der Nachforschungen zeigte sich, mit welchen starken Emotionen das Thema Lebensmitte verbunden ist: Kaum erwähnte man im Gespräch mit Bekannten oder Interviewpartnern den Titel *halbzeit* und erklärte das dahinterstehende Ausstellungskonzept, sprudelten die Geschichten. Sehr zum Erstaunen konnten sich zahlreiche Menschen genau daran erinnern, was sie an ihrem vierzigsten Geburtstag gemacht haben. Die eine Frau lag mit Migräne im Bett, ein

inzwischen bereits fast 60-Jähriger erzählte seine negative Erinnerung an den Tag: Während viele seiner Freunde Kinder hatten, sich Wohneigentum kauften und sich wortwörtlich in ihrem Erwachsenenleben einrichteten, wählte er einen anderen Weg. Er lebte immer noch in seiner kleinen Wohnung und verdiente sein Geld mit Gelegenheitsjobs. Inzwischen, nahe am Pensionsalter, sah er seine Situation deutlich entspannter. All diese Geschichten interessieren und wurden nach Möglichkeit in die Ausstellung integriert. Auch ein Blick in die Geschichte legte dar, dass sehr unterschiedliche Personen in der Lebensmitte spannende Brüche vollzogen haben, Beispiele, die sonst nicht viel miteinander zu tun haben: Von Bruder Klaus über Friedrich Hölderlin bis hin zu Robert Walser oder Armand Schulthess. Viele haben die Lebensmitte als Krise erlebt, in der sie ihr altes Leben verlassen und sich ein neues aufgebaut haben.

Die Ausstellung *halbzeit*. *Ein Blick auf die Mitte des Lebens: Gedanken, Träume, Tatsachen* will dem verstärkten Bedürfnis, die mittlere Generation als Altersklasse mit eigenen Anliegen und Verpflichtungen wahrzunehmen, gerecht werden. Menschen in der mittleren Lebensphase werden in ihren persönlichen und gemeinschaftlichen Beziehungen, d.h. in ihrem sozialen Umfeld sowie im beruflichen und volkswirtschaftlichen Kontext betrachtet, ohne dabei ausschliesslich für die Betroffenen von Interesse zu sein. Mit dem Generationenvertrag ist die mittlere Altersgruppe als eigentliche «Sandwichgeneration» sowohl mit den Jüngeren als auch mit den Älteren in einer engen Verbindung. So soll die Ausstellung zum Gespräch zwischen

den Altersgruppen innerhalb der Familie anregen, da sich sonst selten ein Rahmen bietet, die in diesem Zusammenhang auftauchenden Fragen zu thematisieren. Anders betrachtet befindet sich jeder Mensch jeden Alters in der Mitte seines Lebens, indem er sowohl auf die zurückliegenden Ereignisse in seinem Leben blickt als auch Pläne für die Zukunft schmiedet.

Die Ausstellung greift die gesellschaftlichen Leitdiskurse Schönheit und Gesundheit, intakte Partnerschaft und Familie sowie Erfolg und Erfüllung im Beruf auf, welche die Folie bilden, vor der sich das individuelle Leben entfaltet. So kann zwar mit sportlichem Training die Verminderung der körperlichen Leistungsfähigkeit verzögert, aber nicht aufgehalten werden. Ebenso ist das Führen einer bereichernden Partnerschaft nach zwanzig gemeinsamen Ehejahren eine Herausforderung, nicht zufällig ist die Scheidungsrate zwischen dem 40. und 49. Lebensjahr am höchsten. Erwachsen werdende Kinder, die aus der Familie ausziehen, sind ebenso ein Thema wie alternde Eltern, die auf einmal pflegebedürftig werden oder sterben.

Ausserdem muss an die materielle Vorsorge gedacht werden: Ist man genug abgesichert, um dem Pensionsalter finanziell sorgenfrei entgegenzusehen zu können? Für all diese und zahlreiche andere Probleme können ratsuchende Mittelalterliche professionelle Hilfe suchen: Vom Fitnesstrainer zur Schönheitschirurgin, vom Paartherapeuten zur Aromatherapeutin und zum Karrierecoach stehen eine Vielzahl von Fachpersonen bereit, sich dieser Sorgen und Schwierigkeiten anzunehmen. Das Angebot allein in

einschlägigen Internetseiten ist schlicht unüberschaubar. Im Vögele Kultur Zentrum erwarten den Besucher mittels interaktiver Medien gleich neun professionelle Ratgeber und Ratgeberinnen, die mit kleinen Übungen zeigen, dass Veränderungen im Kleinen beginnen und der Mut, der oftmals nötig ist, um sein bisheriges Leben zu hinterfragen und Veränderungspotenziale wahrzunehmen, in jedem selbst steckt. Auch das möchte die Ausstellung *halbzeit*. *Ein Blick auf die Mitte des Lebens: Gedanken, Träume, Tatsachen* vermitteln.

Das Ausstellungsbüro Palma3 entwickelt und realisiert Ausstellungen zu gesellschaftlich-kulturellen und historischen Themen. Die Theaterwissenschaftlerin Beate Schappach und der Historiker Andreas Schwab gehören zum Kernteam von derzeit 6 Mitgliedern des Berner Ausstellungsbüros.

BEATE SCHAPPACH, Dr. des. Germanistin und Theaterwissenschaftlerin; Jahrgang 1976
Studium der Germanistik und Theaterwissenschaft in Berlin, Zürich und Bern. Seit 2004 als Kuratorin beim Ausstellungsbüro Palma3 tätig. Seit 2002 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Theaterwissenschaft der Universität Bern, seit 2004 Präsidentin der Schweizerischen Gesellschaft für Kulturwissenschaften.

ANDREAS SCHWAB, Dr. phil., Historiker; Jahrgang 1971
Studium der Geschichte, Politikwissenschaft und Volkswissenschaft an den Universitäten Bern und Basel. Seit 2006 Teammitglied von Palma3 und als freischaffender Kurator tätig, zudem Herausgeber diverser Publikationen. Seit 2009 verantwortlich für die Museumskonzeption auf dem Monte Verità.

FÜR DEIN ALTER SIEHST DU GUT AUS

BEATE SCHAPPACH

Der Übergang von der Jugend zum Alter kündigt sich bei den meisten Menschen zu allererst auf der körperlichen Ebene an. Viele dieser Veränderungen sind mitnichten erfreulich. Gerade hatte Frau endlich ein positives Verhältnis zu ihrem Körper aufgebaut, die Wirren der Adoleszenz überstanden und sich mit Mühen mit dem Monatszyklus arrangiert – schon ändert der Körper wieder die Spielregeln, wird unberechenbar. War der eigene Zyklus während Jahrzehnten vertraut, so rüsten einige nun wieder – wie früher in der Pubertät – alle Hand- und Jackentaschen mit Hygieneartikeln aus, um für den Fall des Falles gerüstet zu sein.

Aber auch Männer in den mittleren Jahren durchlaufen eine Reihe von Veränderungen, die sie häufig als problematisch empfinden; einige erleben Antriebsschwäche und Verstimmungen. Besonders viel Angst lösen bei ihnen jedoch die Verminderung der physischen Kraft und der sexuellen Potenz aus, speisten sie doch bis anhin gerade aus diesen beiden Quellen ihre männliche Identität.

Für beide Geschlechter bringt das Einsetzen des Klimakteriums eine Veränderung ihres Sexuallebens mit sich. Während viele Frauen ebenso wie deren Männer froh sind, die lästige Sorge um Verhütungsmittel endlich los zu sein, stellt sich für andere die Frage nach eigenen Kindern dringlicher denn je. Hinter der sprichwörtlichen Rede von der tickenden biologischen Uhr steckt nicht selten eine implizite Forderung an die Frauen: Jetzt heisse es für sie, Prioritäten setzen – Karriere oder Familie, beides zugleich sei nicht zu haben.

Doch nicht nur die Gesellschaft meldet Ansprüche an die Menschen an, auch die Medizin lässt den mittelalten Körpern ihre besondere Aufmerksamkeit zuteil werden. Im Gesundheitssystem werden Personen im mittleren Alter als Risikogruppe für bestimmte Erkrankungen eingestuft. Da sich die statistische Wahrscheinlichkeit für einige Krankheiten wie Grüner Star, Herz-Kreislauf-Beschwerden und Brust- bzw. Prostatakrebs erhöht, legen Krankenkassen und Gesundheitsratgeber regelmässige Vorsorgeuntersuchungen zur Früherkennung nahe. Nicht in allen Fällen sind die Präventionsmassnahmen unumstritten, wie die kontroverse Debatte um Brustkrebs-Massenscreenings zeigt. Jedoch erinnert jedes Belastungs-EKG, jedes Messen des Augeninnendrucks auch daran, dass Gesundheit ein immer wertvolleres Gut wird. Dass dies auch in den Alltag einfließt, dokumentiert die Erhebung des so genannten Ernährungs-IQ in Deutschland durch die Firma Weight Watchers. Von den rund 66'000 Probandinnen und Probanden hatten die 35- bis 54-Jährigen das meiste Wissen über den Bedarf an Grundnahrungsmitteln, über Inhaltsstoffe, Qualitätsmerkmale und den Kaloriengehalt bestimmter Speisen und Getränke; ebenso konnten sie falsche Ernährungsmythen am besten identifizieren.



«Also gut, blicken wir nicht zurück, was Sie schon für Beschwerden hatten - schauen wir nach vorn, was Sie noch alles kriegen werden.»

Ausgewogene Ernährung, zwei Liter Wasser pro Tag, regelmässiger Sport, viel Schlaf und Yoga – so scheint gegenwärtig die Zauberformel für lang anhaltende Schönheit und Gesundheit zu lauten, zumindest wenn man den Aussagen von Berufsjugendlichen mit langjähriger Erfahrung Glauben schenken darf.

Das Kompliment «für Dein Alter siehst Du gut aus» enthüllt auf den zweiten Blick seine doppelböde Bedeutung: Schönheit sei nach heutigem Massstab per se immer an Jugendlichkeit geknüpft. Man müsse daher gegen die Zeichen des natürlichen Alterungsprozesses des Körpers angehen. Dieses Verdikt speist einen ganzen Markt kosmetischer Produkte und medizinischer Behandlungen. Das Angebot umfasst eine schier unüberschaubare Menge von Cremes mit Anti-Falten-Versprechen, Haarcolorationen zur Abdeckung von grauen Haaren oder Produkten gegen Haarausfall. Die kosmetische Medizin verwendet das unter dem Handelsnamen Botox bekannte Botulinumtoxin, um Gesichtsfalten zu glätten. Es handelt sich dabei um ein Nervengift, auch als Kriegswaffe eingesetzt, das von Bakterien produziert wird und das die Übertragung von Signalen durch Nervenzellen an Muskelfasern verhindert und damit die entsprechenden Muskeln lähmt. Etwas invasiver geht die plastische Chirurgie gegen Alterungserscheinungen vor: Beim so genannten Lifting werden Hautpartien operativ, zumeist im Gesicht und am Hals, gestrafft und teilweise mit körpereigenen Fettzellen unterpolstert. Schönheitsoperationen werden gegenwärtig etwa dreimal häufiger von Frauen als von Männern in Anspruch genommen. Bei beiden Geschlechtern sind Eingriffe am Gesicht am meisten gefragt (Frauen: 52%, Männer 36% aller kosmetischen Operationen).

«Unsere Operationen verleihen Ihnen natürliche Schönheit», verspricht eine Praxis für ästhetische Medizin in Zürich. Wirkungsvoll sollen die Eingriffe sein, erkennbar jedoch nicht: Hier kehrt die alte Utopie vom Jungbrunnen zurück, dessen magischen Wassern man durch und durch verjüngt entsteigt. Jedoch ist für die meisten Menschen im mittleren und höheren Alter körperliche Schönheit und Jugend bei Weitem nicht der einzige Wertmassstab. Denn interessanterweise beantworten sie die Frage, ob sie gerne noch einmal zwanzig Jahre alt wären so: «Ja, aber mit der Erfahrung, die ich heute habe.»

HEINZ JANKOFSKY *Auf baldige Genesung!*: Cartoons zum Gesundlachen, 1992, Reinbeck, Waltraud Jankofsky.



MANON *Einst war sie Miss Rimini*, 2003, Zürich, 50 C-Prints, 83 x 63 cm, Courtesy of the Artist.

«**ICH BIN MEIN EIGENES PRODUKT**» Diesem Motto bleibt die 1946 in Bern geborene und heute in Zürich lebende Künstlerin Manon auch in ihrer Fotoserie *Einst war sie Miss Rimini* treu. Sie schlüpft in die Rolle von fünfzig Protagonistinnen, allesamt in der Mitte des Lebens angekommen, um uns vor Augen zu führen, wie viel das Kapital Schönheit wert ist.

Was könnte aus einer jungen Frau geworden sein, die in den Siebzigerjahren ihre Ferien in Rimini verbrachte und dort zufällig in eine Schönheitskonkurrenz geriet, die sie für sich entscheiden konnte? Von den verschiedenen Verläufen, die dieses Leben genommen haben könnte, handeln die inszenierten Identitäten. Während die Attraktivität und der unvergessliche Augenblick im Rampenlicht einst zu Träumen über die eigenen Möglichkeiten verführte, rückt Manon nun jene Frauen ins Scheinwerferlicht, deren Auftritte weniger glamourös sind und die in Medien oder Werbung immer seltener auftauchen: die Frauen über fünfzig.

Sie berührt uns mit den verschiedenen Schicksalen, die eben nicht diese Träume widerspiegeln. Dabei benutzt sie die Fotografien als Medium, um sich mit der Frage nach der Endlichkeit der eigenen Schönheit auseinander zu setzen. Die Bilder konfrontieren uns ohne Effekthascherei mit Frauen, deren Schönheit in ihrer Verletzbarkeit liegt und die mit verschiedenen Strategien der Angst vor dem Altern begegnen, teilweise mit harten Bandagen oder stereotypem Lachen gegen Vergänglichkeit und Gesellschaft kämpfen.

Manons Lieblingsbild aus dieser Serie zeigt eine Schauspielerin nach der Vorstellung. Das noch immer schöne Gesicht erscheint grotesk überschminkt im grellen Scheinwerferlicht, während die blonde Perücke zum zentralen Bildmittelpunkt und Ausdruck ihrer Verwundbarkeit und tieftraurigen Einsamkeit wird. *KK*

Als er sich mit vierzig im Spiegel sah

Seht mich an: der Fuß der Zeit
trat mir meine Wangen breit.

Schaut mein Ohr! Die vielen Jahre
drehten es in's Sonderbare!

Ach des Kinns! Es scheint zu fliehn,
will die Lippen nach sich ziehn!

Ach der Stirn! Die vielen Falten
drohen mir den Kopf zu spalten!

Die Nase! Oh, wie vorgezogen!

Der Mund! So seltsam eingebogen!

Der Hals! So krumm! Die Haut! So rot!

Das Haar! So stumpf! Das Fleisch! So tot!

Nur die Augen lidumrändert,
strahlen blau und unverändert,
schauen forschend, klar und mild
auf's und aus dem Spiegelbild,
leuchten wie zwei Edelsteine –
Sind das überhaupt noch meine?

ROBERT GERNHARDT 1981.



CLAUDIA und JULIA MÜLLER *Idylls II*, 2003, Computeranimation: Loop, 6:40min., Projektionsfläche: Holz, weiss beschichtet, Dimension variabel, Wandmalerei: Acryl auf Wand, Dimension variabel, Bank mit Gravur: Holz, Farbe, 45 x 145 x 42 cm, Aargauer Kunsthau, Aarau.

FRAGILES FAMILIENKONSTRUKT Claudia und Julia Müller konzipieren im Werk *Idylls II* ein raumgreifendes Familienalbum. Die von einer Videoaufzeichnung belichtete Tafel steht wie eine zufällig hingestellte, überdimensionierte Postkarte an die Wand gelehnt. Die projizierten Familienaufnahmen erweisen sich als flüchtig und austauschbar. Denn nicht die Gruppenbilder lösen sich ab, sondern die einzelnen Figuren werden ausgewechselt, verschwinden oder bleiben alleine zurück. Alle möglichen Beziehungskombinationen werden durchgespielt: Von der Einzelperson bis zum Paar mit Hund oder Blumenstraus über die vierköpfige transkulturelle Familie bis hin zum alleinerziehenden Vater mit Kind. Mit Neuformatierungen von Gefügen sind wir mittlerweile tagtäglich konfrontiert und auch vertraut, ausser mit derjenigen der Familie, die bis anhin als konstanter Wert galt. Auch wenn das Durchdeklinieren verschiedenster Anordnungen durchaus seinen Reiz hat, ist die Vorstellung, in einem definierten Kreis seinen festen Platz zu haben, auch abgesehen von der Familie, ausgesprochen tröstlich. *NK*

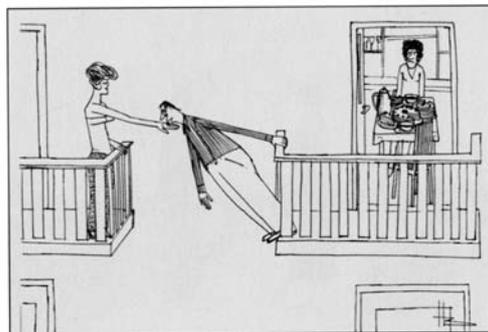
DIE ALLES-IST-MÖGLICH GENERATION

ANDREAS SCHWAB

Betrachten wir das Zusammenleben der sogenannten «Sandwichgeneration» eingehender, so offenbart sich ein ausgesprochen vielschichtiges Bild. Zum einen nimmt diese Altersgruppe schlichtweg alle Formen des möglichen Zusammenlebens für sich in Anspruch, zum anderen wird diese Phase im Spannungsfeld zwischen den eigenen alternden Eltern und den erwachsen werdenden Kindern mehrheitlich als sehr beständig empfunden.

Im familiären und sozialen Umfeld begegnen wir innerhalb einer Altersgeneration besonders variablen Lebensformen. So treffen wir auf allein, im Konkubinat oder in der Ehe Lebende, aber auch solche, die erstmals oder sogar bereits zum zweiten Mal eine Familie gründen, sogenannte Patchworkfamilien entstehen. Oder man ist alleinerziehend, erwachsene Kinder mutieren zu Nesthockern oder ein Ehepaar erfreut sich nach zwanzig Jahren des Familienlebens wieder an der Zweisamkeit. Hinsichtlich der Beziehung zu den Angehörigen wie Eltern und Kindern aber auch zum Partner wird diese Lebensspanne als stabile Zeit erlebt. Darüber hinaus verstärkt sich dieser Eindruck dadurch, dass in dieser Phase ein Prozess einsetzt, bei dem zunehmende gesundheitliche Beschwerden durch ein erhöhtes psychisches Wohlbefinden, auch subjektive Gesundheit genannt, ausgeglichen wird.

Der Beginn dieser «nachelterlichen» Lebensphase kann sich auch einschneidend auf die Situation des Elternpaares auswirken: Das Teamwork der Partner entfällt, die eigene Ehe und das zweiseame Erleben rücken wieder in den Mittelpunkt. Für allein erziehende Mütter und Väter bedeutet der Auszug der Kinder den Beginn des Alleinlebens. Nicht selten führt diese Neuausrichtung des Familienlebens zu Krisen und Trennungen, da mit einer Konzentration auf die Partnerschaft häufig neue Wünsche oder auch das Bedürfnis nach einer anderen Gestaltung des Lebens ausserhalb der Beziehung aufkommen. Ein Blick in die Statistik bestätigt, dass im Unterschied zur vorherigen Generation, in der eine Scheidung mit fünfzig eher selten war, die höchste Scheidungsrate der Schweiz in den letzten fünf Jahren bei Menschen zwischen 40–49 Jahren lag. Dem gegenüber stehen unzählige Partnervermittlungen, Kontaktanzeigen-Seiten, Blinddate- und Seitensprung-Agenturen. Beispielsweise waren 2010 bei Parship, der grössten Partnervermittlung in Europa, 10'000'000 Partnersuchende angemeldet, über 450'000 davon aus der Schweiz (Quelle: www.singleboersen-vergleich.ch/test-ergebnisse). Das Durchschnittsalter bei dieser Agentur fällt mit 42,6 Jahren bei den Frauen und 40,9 Jahren bei den Männern genau in das mittlere Alter. Zugleich steht ein breites Angebot an Eheberatungen und Paartherapien zur Verfügung, um Paaren Möglichkeiten aufzuzeigen, wie sie ihr gemeinsames Leben neu gestalten können. So kommen in der Ausstellung auch Spezialisten für verschiedene Lebenskrisen zu Wort und geben mit Rat und praktischen Übungen Anleitung zur Selbsthilfe.



Wenn auch die zunehmende Lebenserwartung dazu führt, dass die Generationen mehr gemeinsame Lebenszeit zusammen verbringen können, ist auch die Auseinandersetzung mit altersbedingten Krankheiten oder dem Sterben der Eltern für diesen Lebensabschnitt charakteristisch. Das Altern und damit die zunehmende Pflegebedürftigkeit der nahen Angehörigen führt zu einer stärkeren Verantwortung für die ältere Generation und kann etwa in einem Konflikt wegen der Unvereinbarkeit zwischen Pflege und Beruf münden. Beispielsweise sind von hundert Schweizer Frauen zwischen 40–49 Jahren sieben beziehungsweise in der Altersgruppe der 50–54-Jährigen elf Frauen einem solchen familiären Konflikt ausgesetzt. Zusätzlich wird der Tod als naturgegeben angenommen und als Ereignis nicht entsprechend gesellschaftlich gewürdigt, obwohl viele Frauen und Männer für längere Zeit stark damit belastet sind.

Es lässt sich also abschliessend sagen, dass das mittlere Alter hinsichtlich Partnerschaft und Familie nicht nur durch seinen «Zwischencharakter» geprägt ist, sondern vor allem durch seine Bedeutung für den nachfolgenden Lebensabschnitt, denn wichtige Entscheidungen zum Erleben und zur Gestaltung dieser Zeit werden im mittleren Alter getroffen. Zunehmend kündigt sich an, dass sich aus dieser ungenügend definierten Übergangsphase eine lebensbejahende spezifische Lebensdefinition entwickelt, die sich verstärkt kulturell und gesellschaftlich niederschlägt.



«Nee, auch so gefällt mir dein Gesicht nicht mehr besonders!»

HENRY BÜTTNER *Männer sind auch Menschen*, 2004, Berlin, Eulenspiegel Verlagsgruppe.



OLAF BREUNING *Collage Family*, 2007, C-Print auf Aluminium, laminiert, Ed. 6 + 2 E.A., 2/6, Courtesy: Galerie Nicola von Senger, Zürich.

REFLEKTIERTE WÜNSCHE Olaf Breunings überdimensionierte Fotografie offenbart auf den ersten Blick eine junge Familie auf dem Sonntagsausflug. Vater, Mutter, Kind und Hund posieren für das Album in idyllischer Natur: Grüne Bäume, satte Wiesen, gemächlicher Fluss und blauer Himmel. Doch bei näherer Betrachtung löst sich das Gesamtbild allmählich auf, weder Landschaft, Familie noch die einzelnen Figuren präsentieren sich als Einheit, vielmehr entpuppen sie sich als Flickwerk aus wild zusammengeklebten Schnipseln ohne sichtbaren Bedeutungszusammenhang – eine Collage Familie. Wie soll das Kollektiv als Ganzheit bestehen können, wenn bereits die Mitglieder nur als Vexierbilder wahrnehmbar sind? Trotz einer Flut von angeklebten, aufgepappten und angefügten Bildern aus der Massenkultur stehen die Figuren völlig entblösst da. Die Frage nach Privatsphäre und Öffentlichkeit wird hier nicht mehr gestellt, persönliche Wünsche mischen sich mit auferlegten Bedürfnissen und die Unterscheidung zwischen Realität und Fiktion löst sich auf. Eine Orientierungslosigkeit macht sich breit. Das Dasein oszilliert zwischen Vergangenheit und Zukunft – und dabei möchte man nichts sehnlicher als klare Verhältnisse schaffen. *NK*



RELAX (CHIARENZA & HAUSER & CO) *die KünstlerInnen kurz vor dem Höhepunkt ihrer Karriere (shake the dust)*, 2008, Lambda Print auf Alucobond, 180 x 125 cm, Courtesy of the Artists.

SAND IM KARRIEREGETRIEBE Karrieren von Künstlerinnen und Künstlern sind unberechenbar, sprunghaft und scheinbar kaum zu beeinflussen: Erfolg kann sich bereits beim Debüt einstellen, das Renommee wächst allmählich an oder es wird dem unscheinbaren Schaffen nach zwanzig Jahren plötzlich eine Retrospektive gewidmet. Vielleicht erlangt ein Kunstschaffender aber auch erst im hohen Alter oder sogar posthum grössere Bekanntheit. Den allermeisten aber bleibt überdauernder Erfolg in jedem Alter versagt. Das blossstellende Selbstporträt der Schweizer KünstlerInnengruppe RELAX (chiarenza & hauser & co) ist lesbar als Kommentar zu dieser Situation. Das Foto ist bewusst in der Ambivalenz zwischen klassischem Künstlerporträt und ironischer Re-Inszenierung gehalten. Die Abgebildeten zeigen sich an einem Nicht-Ort, irgendwo zwischen Baustelle und Investitionsruine, barfuss, in sandiger Kleidung. Sie blicken den Betrachter, die Betrachterin direkt an – erwartungsfroh ist dieser Blick jedoch nicht. Während der Titel des Bildes *die KünstlerInnen kurz vor dem Höhepunkt ihrer Karriere (shake the dust)* einen direkten Bezug zum Idealbild einer kontinuierlich aufsteigenden Karriere herstellt, lässt die Art der Darstellung jedoch kaum Platz für positive Ahnungen. Obwohl jedes neu geschaffene Werk genau jenes sein könnte, das den erhofften Durchbruch bringt, bescheidet man den Portraitierten wenig Hoffnung. Sie nehmen scheinbar die Enttäuschung gleich vorweg und lassen die vielversprechende Karriere wortwörtlich im Sande verlaufen. So stellt sich die Frage, ob das Bild ein ironischer Kommentar zum Titel ist oder der Titel das Bild ironisiert? AS

EIN SCHWERER FALL VON MIDLIFE-CRISIS – BRÜDER KLAUS, ALIAS NIKLAUS VON FLÜE (1417–1487)

JÜRIG SPICHIGER

DIE HALBZEIT EINESOLL- BRUCH- STELLE?

Erwartungen an sich und das Leben stellt man sich in einem fort. Doch oft sind gerade die Entscheidungen, die im mittleren Alter getroffen werden, einschneidend. Diese Brüche sind gewissermassen existentielle Weichen, wie zahlreiche bekannte Persönlichkeiten uns vor Augen führen. Die Ausstellung lässt den Besucher, die Besucherin Blicke in diese Biografien werfen, die vom Auszug aus der Heimat und von Rückkehr handeln, vom Rückzug in sich selbst, vom Aufhören und vom Neubeginn.

Midlife-Crisis – zugegeben, der Begriff ist für spätmittelalterliche Verhältnisse ziemlich abwegig. Selbst Wörter wie Depression sind damals kaum geläufig, geschweige denn Frustration. Trotzdem muss bei unserem Fall – Niklaus von Flüe, bald 50-jährig und gesellschaftlich in bester Position – eine schwere Niedergeschlagenheit festgestellt werden. Der Flüeli-Bauer ist mutlos und frustriert, weil er eine innere Berufung spürt, er diesem «Willen Gottes» aber nicht nachzugeben wagt.

Interessant ist nun nicht, dass da einer leidet und einen Weg aus diesem Leiden findet, indem er eben gerade die Betrachtung eines Meditationsbildes vom Leiden Christi zum täglichen Ritual macht: Dieses Sachsler Meditationsbild gehört heute in Mystikerkreisen zu den wichtigsten Quellen.

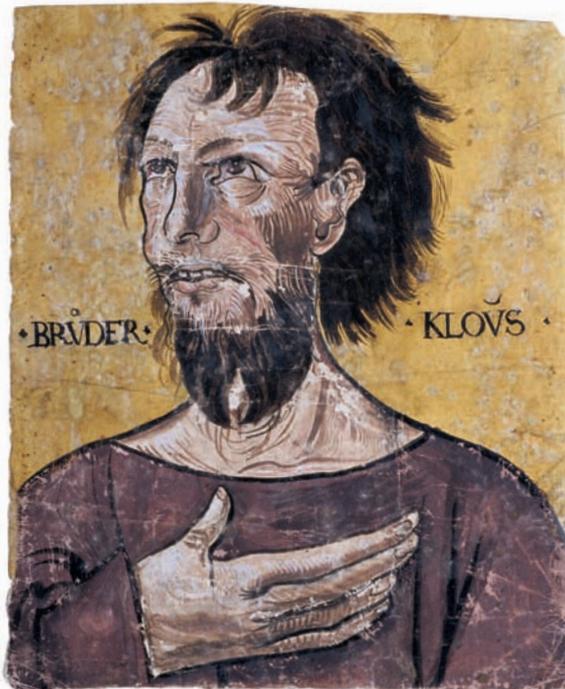
Entscheidend ist vielmehr, welche wundersame Wendung das Leben des Obwaldners mit diesem Schritt heraus aus seinem Familien- und Berufsleben und hinein in ein Leben als Einsiedler und in die Mystik nimmt. Aus heutiger Sicht mag es zwar fragwürdig sein, dass er seine Frau und die zehn Kinder verlässt, um allein Gott zu dienen. Aber Niklaus, nun Bruder Klaus, macht mit dem Segen der Kirchenoberen und seiner Landsleute eine erstaunliche Karriere.

Nie zuvor und nie nachher in der Schweizer Geschichte erlangt eine einzelne Persönlichkeit landesweit eine solche Art von Denkmalschutz wie Bruder Klaus, den ein Bericht aus dem

Jahre 1474 den «lebendigen Heiligen» nennt. 1471, bereits vier Jahre nach Niklaus' Rückzug in seine Eremitage in Ranft im Kanton Obwalden, wird in der Stadt Bern ins Gefängnis geworfen, wer es wagt, die Heiligkeit des Eremiten in Zweifel zu ziehen.

Kein anderer Schweizer besitzt zu Lebzeiten und erst recht nach seinem Tod ein Ansehen wie Bruder Klaus: als Asket, Mystiker und Visionär, als Friedensstifter und «Vater des Vaterlandes» über die Konfessionsgrenzen hinweg. Am Anfang dieses einzigartigen Rufes steht die Kunde des unglaublichen «Wunderfastens», das Niklaus zwanzig Jahre lang praktiziert haben soll. Diese Jahrhundertssensation macht Niklaus weltberühmt und er wird für zahlreiche in- und ausländische Macht-

haber zum nützlichen «Ratgeber». Lange dauert es jedoch, bis alle von Niklaus' vorbildhaftem Leben überzeugt sind. Es dauert 460 Jahre, bis die Kirche den Obwaldner 1947 endlich heiligspricht.



Bruder Klaus, Temperamalerei, um 1500,
Staatsarchiv Obwalden, Zürcher Inkunabel 190,
Zentralbibliothek Zürich.

VON EINER, DIE AUSBRACH – LINA BÖGLI (1858–1941)

BEATE SCHAPPACH

«Meine liebe Elisabeth! Fürchte dich nicht etwa, dass ich verrückt geworden bin, obwohl ich dir hiermit die absonderlichste Idee mitteile, die je ein weibliches Menschenkind gefasst hat. Höre und staune! Ich bin auf dem Punkt, eine Reise um die Welt zu unternehmen, ganz allein, und sozusagen ohne Geld!»

Das sind die Worte der Schweizerin Lina Bögli, die als 34-Jährige die Entscheidung trifft, zu einer Weltreise aufzubrechen. Mit ihrem Ersparten kauft sie sich eine Fahrkarte nach Australien, um am 12. Juli 1892 ihre Reise anzutreten. Ohne Absicherung, nur mit einem

Reisekoffer und ihrem festen Willen ausgestattet, bereist sie zehn Jahre lang Australien, Neuseeland, die Südsee und Amerika. Sie verdient als Lehrerin ihren Unterhalt und lernt viele fremde Kulturen kennen. Ihr Staunen und teilweise auch Befremden über deren Gebräuche hält sie fotografisch und in akribischen Tagebucheinträgen fest. Ihre umfassenden Aufzeichnungen bilden nach ihrer Rückkehr die Grundlage für ihr Buch *Vorwärts. Briefe von einer Reise um die Welt* (1906).

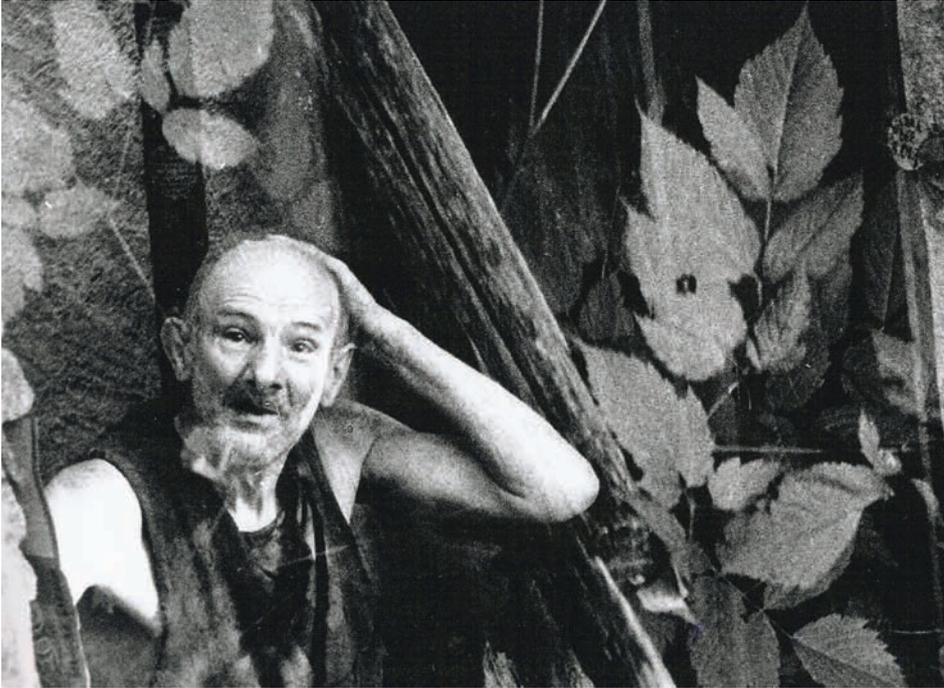
Lina Bögli's einfache Herkunft liess diesen Lebensweg kaum vermuten. Als jüngstes Kind einer Kleinbauernfamilie im Berner Emmental wurde sie als 12-Jährige von der Schule genommen und als Kindsmagd zu einer jurassischen Familie geschickt. Sie wurde Lehrerin und arbeitete zunächst in Italien, England und Polen. Die unerfüllte Liebe zu einem polnischen Offizier soll der Anlass ihrer ungewöhnlichen Wanderschaft gewesen sein.

In ihren Briefen an eine fiktive Empfängerin betont Lina Bögli immer wieder den Vorteil, als Alleinreisende eigenständig Entscheidungen treffen zu können. Ihr Aufbruch in der Mitte des Lebens sowie ihre selbstgewählte Unabhängigkeit bedeuten einen Bruch mit den damaligen Konventionen. Durch ihre aussergewöhnliche Entschlossenheit und Courage erlangt Lina Bögli nach ihrer Rückkehr so grosse Popularität, dass sie bis ins hohe Alter zu Vortragsreisen eingeladen wird.



Lina Bögli, 1895, Sammlung Ueli Flückiger, Mürchel.

«...BIS VOR LAUTER ERKLÄRUNGEN WIEDER EIN GEHEIMNIS DARAUS GEWORDEN IST» – ARMAND SCHULTHESS (1901–1972)



BEATE SCHAPPACH

Alles beginnt in geordneten Bahnen:

Armand Schulthess, 1901 geboren, besucht die Kantonale Handelsschule, absolviert eine kaufmännische Lehre und arbeitet anschliessend als Angestellter in verschiedenen Firmen. Von 1923 bis 1934 ist er Inhaber eines Damenkonfektionsgeschäfts, das er jedoch während der Wirtschaftskrise aufgeben muss. Danach ist er im Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartement der Bundesverwaltung angestellt.

In seinem vierzigsten Lebensjahr erwirbt er in Auressio ein Rustico und kauft schrittweise weiteres Land dazu. Mit fünfzig quittiert er seinen Dienst und zieht sich in sein Refugium zurück. Dort gestaltet er während der nächsten zwanzig Jahre seine «Enzyklopädie im Wald»: Er sammelt Wissen aus Büchern und Zeitungen, schreibt dieses auf Tausende kleine, zumeist aus Blech gefertigte Tafeln, die er miteinander verbindet und in Bäumen und Sträuchern, an Mauern und Zäunen anbringt. So erschafft er nach und nach in seinem 18'000 Quadratmeter grossen Wald ein dichtes Geflecht aus Texten und Installationen – einen eigenen Kosmos, in den er sich im Laufe der Jahre immer mehr zurückzieht. Schulthess erfindet eine eigene Ordnung: Entlang des sich aufwärts windenden Spazierweges durch den Wald arrangiert er die Themenkreise Geologie, Paläontologie und Atomphysik, es folgen Geschichte, literatur- und musikgeschichtliche Daten, bis in der Nähe seines Hauses schliesslich Psychoanalyse und Esoterik ihren Platz erhalten. In seinem Wohnhaus legt er weitere Sammlungen an und stellt eine Bibliothek selbst geschriebener und gebundener Bücher zusammen. Sein «jardin cosmogonique» steht Besuchern offen und lädt zum Flanieren ein. Den direkten Kontakt mit Menschen scheut Schulthess jedoch, versteckt sich, wenn Besucher sich ihm nähern. Im Herbst 1972 wird er tot in seinem Garten aufgefunden.

An ihm scheiden sich die Geister: Für seine Erben ist der Sonderling ein Schandfleck, sie räumen Haus und Wald leer und vernichten den Grossteil seiner Arbeiten. Anderen erscheint der Garten als poetische, undurchdringliche Individualmythologie – ein Gesamtkunstwerk. So dokumentiert Ingeborg Lüscher Armand Schulthess' Werk kurz nach dessen Tod an der documenta 5. Zahlreiche weitere Ausstellungen der ca. 600 erhalten gebliebenen Werke schliessen sich an und in ihrem Gefolge Interpretationen und kunsthistorische Einordnungen der Arbeiten. Die Welt, aus der sich Schulthess zurückzog, hat ihn wieder. Armand Schulthess indes bleibt stumm: Nichts deutet darauf hin, dass er sich als Künstler verstanden wissen wollte. Undurchdringlich bleibt sein Rückzug aus der Welt, rätselhaft seine Hinterlassenschaft.

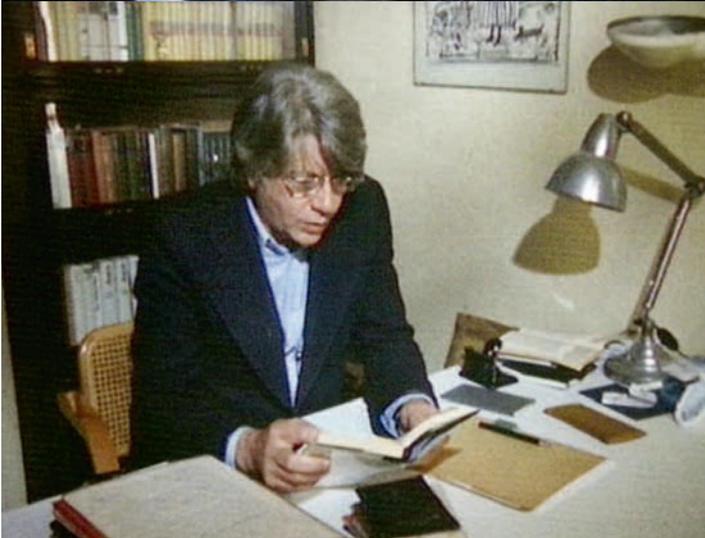
Armand Schulthess vor seinem Haus in Auressio, 1963, Foto: Hans-Ulrich Schlumpf.

AUSZIEHEN, HIER IST KEIN SPRIESSEN – PAUL NIZON (*1929)



ANDREAS SCHWAB

«In Zürich sehnte ich mich nach Freiheit. Immer war der Tag schon verplant und vertan, ich zappelte im Netz der Verpflichtungen, am Abend kam ich mir kleingehackt vor, immer war es schon Abend, und ich sehnte mich nach der Freiheit, nach der Möglichkeit etwas, gleichgültig was, in aller Ruhe bebrüten und betreiben zu können. Ausziehen, von allem weg, hier ist kein Spriessen, ausziehen, mich verpflanzen, dachte ich, das ist die einzige Lösung.»



Was Paul Nizon in seinem Roman *Das Jahr der Liebe* (1981) beschreibt, ist Ausdruck einer tiefen Sinnkrise. Der knapp 50-Jährige Ich-Erzähler fühlt sich in seiner Altstadtwohnung in Zürich eingegengt, ihn verlangt nach einem Ausbruch aus der heimatlichen Enge, aus der Ehe, aus dem bürgerlichen Beruf als Kunstkritiker bei der NZZ. Nach vielfältigen Erwägungen bricht er mit seinem bisherigen Leben und zieht in die Künstlerstadt Paris, die indes, wie er feststellen muss, nicht auf ihn gewartet hat. Als einsamer Wortarbeiter in seiner Kammer (dem so genannten Schachtelzimmer) und als Schlendirer in den Boulevards untersucht er mit bohrenden Fragen seine eigene Befindlichkeit. Im «Taubenmann», der auf der

seinem Arbeitszimmer gegenüberliegenden Hofseite wohnt, findet er ein Alter Ego, in dessen Untätigkeit sich sein eigenes krisenhaftes Befinden spiegelt. Sich in der anonymen Metropole Paris zu bewähren, wird zur Belastungsprobe, doch zu einer produktiven: Nizon, der in der schweizerischen Heimat seine Sprache verloren hatte, erlangt sie in der Fremde wieder. Bis heute lebt der Schriftsteller Paul Nizon in Paris, mittlerweile seit 34 Jahren.

Paul Nizon und das Jahr der Liebe, 1981,
Regie Klaus Ickert, Filmstill, Lesezeichen,
Bayrisches Fernsehen.



FRÜHER WAR ER DRACULA Azem Maksutaj, 35, Vielfachweltmeister im Thaiboxen, trainiert heute Selbstverteidigung und Selbstvertrauen.

DANIEL DI FALCO / ADRIAN MOSER (FOTO)

Der Weg zu Azem Maksutaj führt an den Rand der Winterthurer Altstadt, durch eine Einfahrt in einen Hof, dann über eine schmale betonierete Treppe in ein Untergeschoss. WING THAI GYM steht auf der Wand. Und wer die Tür öffnet, steht schon mitten im ersten Leben von Azem Maksutaj. Nein: «Ich bin der Azem», das hat er schon am Telefon gesagt.

Azem also, der Champion. 100 Profikämpfe, 2 Unentschieden, 22 Niederlagen, 76 Siege, 14 Weltmeistertitel. Und der erste davon mit neunzehn Jahren. So schnell hat das vor ihm keiner geschafft – erst drei Jahre vorher, mit sechzehn, war er Schweizer Meister geworden. Azems Kämpfe waren packende Kämpfe, die meisten seiner Siege kamen durch K.O. zustande. Heute ist er froh, dass das vorbei ist. «Ich habe mein Leben riskiert. Es hätte auch schiefgehen können.» Azems erstes Leben füllt den Vorraum seines Boxkellers: rundherum an den Wänden lauter Pokale, 44 grosse unten auf den Tablaren, 17 kleine oben auf den weniger hohen, offensichtlich platzsparend versorgt. Dann noch 12 ganz grosse in einer Vitrine. Und noch eine mit den Weltmeistertrophäen. Den besten Platz besetzt allerdings ein enormer Cola-Automat, und auch das ist typisch für diesen Azem: So salopp und selbstverständlich serviert er seine Heldentaten. «Die Pokale habe ich aufgestellt, wie es gerade gepasst hat. Bei anderen Leuten sieht es besser aus», sagt er, als ob er sich entschuldigen würde. «Aber ich musste sie überall verteilen, es sind einfach zu viele.» Jetzt grinst er.

So salonfähig wie mittlerweile das Boxen ist das Thaiboxen nicht, der Kampf mit Fäusten, Knien, Ellbogen und Füssen. Aber um seinen Namen muss sich dieser Mann keine Sorgen mehr machen. 2010 kam «Being Azem» ins Kino. Der Dokumentarfilm erzählt die Geschichte von Azem Maksutaj, der 1975 in einem Dorf in den Bergen Kosovos geboren wird, die Schule wegen des Kriegs abbrechen muss und von seinem Vater in die Schweiz geholt wird. Hier hat er keine Aussichten, aber einen Traum: von ganz unten ganz nach oben zu kommen. Und so macht er es dann, Sieg um Sieg, Titel um Titel.

Der Film ist das blanke Tellerwäscherlied, eine Man-muss-nur-wollen-dann-wird-alles-möglich-Geschichte. Aber sie geht einem ans Herz. Man sieht Azem beim Schwitzen und Leiden. Man sieht ihn in seiner alten Schule im Kosovo, wo er als Halbgott empfangen wird und den Kindern erklärt, dass es im Leben aufs Lernen ankommt. Und man sieht ihn zusammen mit Njomza, seiner Verlobten und heutigen Frau, wenn er sich unter der Anspannung vor einem Kampf in einen unansprechbaren Fremden verwandelt. Man entdeckt in diesem Film keinen Menschen hinter einer Fassade, weil Azem hier gar keine Fassade hat.

Das Plakat von «Being Azem» hängt in der Garderobe des Trainingskellers, Untertitel: «Der Kampf seines Lebens». Man könnte auch sagen: seines ersten Lebens, und danach begann das zweite. 12. August

2006, Hotel The Bellagio, Las Vegas: der «K-1 World Grand Prix». K-1 ist erweitertes Kickboxen, eine kombinierte Disziplin, und während Azem im Thaiboxen die Gegner ausgehen, machen Athleten aller Kampfsportarten in K-1 den Besten der Besten unter sich aus. Und an jenem 12. August 2006 hat Azem die Chance, einer von ihnen zu werden. Für diesen Tag, sagt er im Film, habe er in den letzten Jahren alles gegeben. Aber gegen den Neuseeländer Ray Sefo kommt er dermassen unter die Räder, dass der Schiedsrichter den Kampf in der dritten Runde abbricht. Azem bestreitet noch einige Partien in den nächsten zwei Jahren, des Gelds wegen, wie er heute sagt. Aber mit jeder wird klarer, dass er seinen Zenit schon hinter sich hat.

Im Film kommt ein Sportarzt vor, am Rand des Kampfs in Las Vegas, und der sagt etwas über das Aufhöre können: Die Kampfsportler hätten ein Problem mit dem Kopf. Ihr Wille regiere noch immer, auch wenn der Körper längst nicht mehr mitmache. «Stimmt», sagt Azem, «es ist alles eine Frage des Willens, man hat kein normales Verhältnis zu seinem Körper. Anders geht es gar nicht. Man muss sich kaputt machen. Man muss 200 Prozent trainieren, damit man zu 80 Prozent da ist. Aber das ist vorbei. Heute bin ich wieder ein Mensch.» Und früher? «Da war ich Dracula. Ich habe mich irgendwo geschnitten, und dann konnte ich fast zusehen, wie der Schnitt zuwächst.» Dasselbe mit all den gebrochenen Rippen. Ausgeruht hat er sich zwar nie gefühlt in seinem Superman-Körper. Aber auch krank sei er niemals geworden.

Jetzt muss er sich um seine Krankenversicherung kümmern. Und um die Pensionskasse. Ein normaler Tag heute: aufstehen, den Sohn in die Krippe bringen, essen, manchmal haushalten, das aber ungern, «ich bin nicht gut im Waschen und Putzen». Je nachdem arbeitet er am Nachmittag mit einer Schulklasse in seinem Keller, er bietet Workshops an, die Themen sind Selbstverteidigung, Integration oder «Kämpfen gegen Gewalt». Dann vielleicht ein Autogrammtermin, und am Abend die Trainings, für Kids, Anfänger, Profis und Frauen («Selbstvertrauen, Körperbeherrschung, Durchhaltevermögen»).

Azem sagt, Gott habe ihm Hände und Füsse zum Arbeiten gegeben. Nicht zum Tippen. Aber zufrieden ist er trotzdem. Die Buchhaltung kann er seiner Frau überlassen. Und seinen Willen kann er immer noch brauchen: «Früher war es der Sport, heute ist es das Business, ganz einfach.» In Wil und St. Gallen hat er Filialen eröffnet, vielleicht folgt bald auch ein «Fight Club» in Zürich, «es läuft». Eben war das Schweizer Fernsehen hier, für eine Reportage. «Ich bin ein VIP», sagt Azem, und auch das kommt jetzt wieder so salopp und selbstverständlich. So wie Azem sagt, es werde nie mehr einen geben wie Azem. Azem Maksutaj, der früher ein Untoter war, trinkt seinen Apfelsaft leer, zerdrückt die Flasche und verschwindet in der Dusche seines Boxkellers. Erst jetzt fällt auf, dass an der Wand hinter der Bar auch noch Pokale stehen. Und sogar auf dem Sims des Fensters, das in den Hof hinausgeht.



ALS KIND FIEL SIE IN DEN ZAUBERTRANK DES WIDERSTANDS

Caroline Meijers, 47, spendete ihr Taschengeld für den Kampf der Sandinisten, bei Longo maï schor sie Schafe für eine menschenwürdige Welt. Heute sucht sie im Studium den Weg in eine Zukunft zwischen Revolte und Utopie.

ANNE-SOPHIE SCHOLL / ADRIAN MOSER (FOTO)

«Soll ich dir zeigen, wo ich wohne oder wollen wir gleich auf den Montois gehen?» Unschlüssig steht Caroline Meijers auf der Strasse von Undervelier. Massive Steinhäuser gruppieren sich um den Kern des kleinen Jura-Dorfes, in einem davon, in der Dorfbeiz, hat Longo maï Zimmer gemietet. Die schmale Strasse gegenüber führt in ein Seitental. Einen zehnminütigen Spaziergang entfernt liegt Le Montois, der einzige Hof in der Schweiz des europaweiten Netzwerks selbstverwalteter Kooperativen.

Als 17-Jährige war Caroline Meijers zu Longo maï gestossen. «Wie Obelix in den Zaubertrank, bin ich als Kind in einen Kessel gefallen, in dem Engagement und politischer Widerstand kochten.» Die Mutter der gebürtigen Niederländerin sah in Jesus den ersten Revolutionär, baute Dritt-Welt-Läden auf und engagierte sich bei den Frauen für den Frieden, der Vater organisierte als Gewerkschaftsvorsitzender den Austausch zwischen den Niederlanden und Lateinamerika. Die Faszination für ein Seminar über Christentum und Marxismus, an dem die kleine Caroline mit ihren Eltern teilgenommen hat, klingt heute noch bei der Tochter nach, «verstanden habe ich wohl nicht viel.»

Mit 15 beginnt Caroline zu verstehen. Sie liest Paolo Freires *Pädagogik der Unterdrückten*, erkennt das ökonomische System des Westens mit dessen Schuld am Elend in der Dritten Welt und ihr wird klar: «In diesem System mache ich nicht mit». «Als Jugendliche war ich gefährlich radikal», urteilt sie heute. Sie kaufte Kleider bei Emmaus, hungerte sich ihr Taschengeld vom Leib und spendete für den bewaffneten Widerstand in Nicaragua und El Salvador. «Die Konsumgesellschaft mit ihrem sinnentleerten Leben ekelte mich an.» Bei der Bewegung Longo maï, die seit Anfang der 1970er Jahre in Pioniersiedlungen zunächst in Frankreich mit der Alternative zur Globalisierung experimentierte, fand sie, wonach sie gesucht hatte: die Auseinandersetzung mit politischen Missständen und die konkrete Tat.

Idyllisch schmiegt sich der Hof Le Montois in die Landschaft. In den Gärten rechts und links der Strasse spriest Lauch, Ringelblumen blühen am Hag. Hinter einer Tür im Schuppen stapeln sich Wollpullis und Socken aus der Spinnerei bei Briançon in den französischen Alpen; Kaffeebohnen von der Finca Sonador in Costa Rica, Kräuter, Pflegeöle und Bienenhonig von Montois und weitere Produkte aus den heute insgesamt neun Kooperativen von Longo maï liegen zum Verkauf oder Versand bereit. Vor dem selbstgebauten Wasserkraftwerk am Waldrand blöken die Schafe auf der Wiese und weisse Hühner flattern beim Hühnerstall. «Eine Rasse von Pro Specie Rara», erklärt Caroline, aber ganz sicher ist sie sich nicht, und um das Kraftwerk zu zeigen, müsste sie ihre Stiefel wechseln.

Die landwirtschaftliche Arbeit habe ihr von Anfang an nicht entsprochen, bekennt Caroline. Sie neigt zu Erschöpfung und Allergien, das Licht reizt ihre empfindlichen Augen. Jetzt, am Tisch in der Gemeinschaftsküche von Montois, setzt sie auch endlich die Sonnen-

brille ab. Ihr Kopf habe sie gezwungen zu bleiben: «Der Ansatz von Longo maï stimmt». Von 1981 an zog Caroline zehn Jahre lang von einer Kooperative zur anderen, um alle Höfe, alle Leute, alle Tätigkeiten kennenzulernen, vom Gartenbau und der tierärztlichen Pflege, über die Wollverarbeitung bis zur Verbreitung politischer Nachrichten oder Musik über Radio Zinzine von Longo maï. Heute steht sie dafür ein, das zu tun, was sie am besten kann. Konfliktfrei war der Weg dorthin nicht.

Seit 2005 hat sie einen neuen Freund, 2007 beginnt sie ein Studium in Freiburg, seit 2008 wohnt sie nicht mehr auf dem Hof. «Meine Stärke ist die politische und soziale Solidarität.» Vor zwanzig Jahren war Caroline auf den Montois gekommen, hatte auf dem Hof geheiratet und zwei Kinder geboren. Parallel dazu wuchs ihr Einsatz für Sans-Papiers in der Schweiz. Sie engagiert sich für die Gründung des «Movement jurassien de soutien aux sans-papiers et migrants» und berät Flüchtlinge juristisch, sie sammelt Gelder für politische Kampagnen von Longo maï, organisiert Konferenzen, Debatten, Vorträge und Feste.

Vier kleine Kammern teilen sich den Raum über der Küche, in einer von ihnen wohnte Caroline mit ihrem Mann, anfangs gar noch mit ihrem kleinen Sohn und der Tochter: ein schmales Bett, zwei Schränke aus der Brockenstube, ein verblasstes Poster an der Wand mit Van Goghs Kirschweig, an der Decke der Haken, an dem das Wiegenbettchen für die Tochter hing. Drei, zeitenweise gar fünf Paare lebten auf dem Hof, alle von ihnen mit Kindern, und immer kam viel Besuch. «Viel zu viel Nähe», weiss Caroline heute. Seit einem Jahr diskutiert die Kooperative mit einer externen Mediatorin die Zukunft: Es geht um Entscheidungsfindungen in der Gruppe, die Neuaufnahme von Jugendlichen und neue Aufgaben für die Gründergeneration.

«**Défense de fumer**»: Das Schild an der Tür setzt klare Schranken. «Auch eines meiner champs de bataille», kommentiert Caroline. «Wieso soll Solidarität mit Gauloise-Päckchen einhergehen?» Fast dreissig Grad warm ist es in ihrem Zimmer in Undervelier. Auf dem Tisch liegen lose Notizzettel, ein offenes Buch des französischen Theoretikers Proudhon, eines von Kropotkine. Fotos an der Wand zeigen ihre Tochter Marieke, Marieke und Sohn Urs, Claude, den Vater der Kinder, und ihren Freund Alain. Daneben hängen seitenfüllende Zeitungsartikel über die Bewegung der jungen «indignés» in Spanien und ganze Abschnitte sind mit Leuchtstift gelb markiert. Wäre nicht dieser Ort passender für das Foto als der Montois? «Nein», sagt Caroline entschieden, «mein Studium mache ich für Longo maï. Und immer bringe ich die Erfahrungen von Longo maï in meine Seminare zu politischer Philosophie, Ökonomie und Zeitgeschichte ein.» Bei Proudhon findet sie Ideen über den Föderalismus, bei Kropotkine über die solidarische Hilfe. Es braucht ein neues ökonomisches Modell für die Gesellschaft, ist Caroline Meijers überzeugt, es braucht eine Alternative.



DIE ABSOLUTE KATASTROPHE IN DER LEBENSMITTE

Mit fünfzig erlebt Heidy G., 53, den beruflichen Höhepunkt. Gleichzeitig widerfährt ihr in der Liebe die «totale Katastrophe»: Nachdem sie ein halbes Leben mit ihrem Mann zusammen war, verlässt er sie.

CATHERINE ARBER / ADRIAN MOSER (FOTO)

So vieles schien klar und vorbestimmt. Und doch verlief ihr Leben nicht geradlinig. In ihrem katholisch-konservativen Elternhaus in Horw hiess es: «Mädchen, du heiratest ja doch!» Die heute 53-Jährige durfte das Gymnasium nicht besuchen und absolvierte die Handelsschule. Doch dann schlug Heidy G. ihren eigenen, selbst gewählten Weg ein: Sie holte die Matur nach und schrieb sich mit fünf- undzwanzig Jahren an der Universität Zürich für Germanistik, Kunstgeschichte und Literaturkritik ein. «Ich habe mir damit einen Traum erfüllt», erzählt sie. Um sich das Studium zu finanzieren, arbeitete sie als Reiseleiterin. Heidy G. fuhr nach Griechenland, Paris, London, Salzburg oder Prag und begleitete Wander- und Kulturreisen. Zur selben Zeit lernte sie ihren Mann kennen, den sie noch vor Beendigung des Studiums heiratete. Danach arbeitete sie als Assistentin für Ältere Deutsche Literatur am Deutschen Seminar in Zürich, schrieb an ihrer Doktorarbeit – und war gleichzeitig schwanger geworden. Mit dreiunddreissig Jahren brachte sie ihre erste Tochter zur Welt, fünf Jahre später, die Dissertation war abgeschlossen, ihre zweite Tochter. Eine Oberassistentenstelle an der Uni Zürich wurde ihr angeboten, doch sie lehnte ab. Ihre zweite Tochter litt an Hüftproblemen und brauchte intensive Therapie und Betreuung. «Ich musste Prioritäten setzen. Alles zusammen wurde mir zu viel.» Für die berufstätige Mutter war klar, dass die Familie im Vordergrund steht und sie steckte ihre wissenschaftlichen Ambitionen zurück. Sie tat dies, wie sie betont, weil sie es so gewollt habe. Heidy G. nahm «aus pragmatischen Gründen» eine Stelle als Lehrerin an. «Es hat sich gelohnt», sagt sie rückblickend. Das Hüftleiden der Tochter konnte behoben werden, die Familie erlebte glückliche Jahre, sie reiste viel. «Wir hatten alles. Mein Mann und ich hätten es auch weiterhin gut haben können.»

Zeitgleicher Höhe- und Tiefpunkt. Doch das wohl geordnete Familienleben geriet jäh aus den Fugen und wieder einmal war alles, was so klar und in geradlinigen Bahnen gelenkt schien, auf einmal ganz anders. Dieses Mal aber ging die Entscheidung nicht von Heidy G. aus. Sie erlebte, wie sie sagt, in ihrem fünfzigsten Lebensjahr «die absolute Katastrophe in der Lebensmitte». Ihr Mann, mit dem sie die Hälfte ihres Lebens verbracht hatte, verliebte sich Knall auf Fall in eine Jugendfreundin, mit der er einst seine Kletterleidenschaft geteilt hatte. Heidy G. wollte kämpfen, die Familie retten, dachte, dass sich alles wieder einrenken werde. Er verliess die Familie, wollte wieder frei sein, um «Verpasstes nachzuholen». Heidy G. musste sich allein um die pubertierenden Töchter kümmern und war gleichzeitig beruflich gefordert. Denn zeitgleich, als sie privat urplötzlich aus der

Bahn geworfen wurde, als ihr die Liebe gekündigt worden war und ihr Ehemann sie als «nicht mehr aktuell» abwerten wollte, befand sie sich in ihrer Lebensmitte auf dem Weg zu ihrem beruflichen Höhepunkt.

Heidy G. hatte bereits ein paar Jahre vorher nebst ihrer Tätigkeit als Lehrerin ihre wissenschaftliche Arbeit wieder aufgenommen. Per Zufall machte sie einen phänomenalen Fund: Ein als verschollen gegoltenes Fasnachtsspiel aus dem Jahr 1593 geriet ihr in die Hände. Im Rahmen eines Nationalfondsprojektes erarbeitete sie eine kommentierte Erstausgabe. Sie erhielt Anfragen für Vorträge und Einladungen für Kongresse. Und dann kam die «ganz grosse Kiste», wie die Wissenschaftlerin sagt. Im Rahmen eines weiteren Nationalfondsprojektes erforschte sie die Theatergeschichte der Stadt Luzern. In die Schlussphase dieser Arbeit fiel auch das Ende ihre Ehe. Heidy G. plagten Existenzängste: Wie weiter? Da wurde die Stelle als Direktorin einer kulturellen Institution in Bern frei. Die 50-Jährige erhielt den Posten und gleichzeitig die Möglichkeit, ihre Luzerner Theatergeschichte als Habilitation einzureichen. Sie war auf ihrem beruflichen Gipfel angekommen.

Neues Liebesglück. Heute, gut drei Jahre später, ist Heidy G. erleichtert, diese «grenzwertige» Zeit, die sie körperlich und psychisch an ihre Grenzen brachte, hinter sich zu wissen. «Diesen Tiefpunkt in meinem Leben habe ich eindeutig überwunden.» Seit anderthalb Jahren ist sie geschieden. Vor gut einem Jahr hat sie eine neue Liebe gefunden. Heidy G. und ihr neuer Partner, dem in seiner Ehe Ähnliches widerfahren ist, führen eine Wochenendbeziehung. Sie träumen von einem Zusammenleben an einem Ort und einem harmonischen Verhältnis zu allen Kindern aus den früheren Partnerschaften. Doch der Start in das neue Leben ist mit Hindernissen gepflastert. Für die Kinder ist es schwierig, die neuen Familienverhältnisse zu akzeptieren. Auch die weit auseinander liegenden Arbeitsplätze des neuen Paares stellen ein Problem dar. Beruflich ist Heidy G. einmal mehr gefordert: Die Kulturinstitution, die sie leitet, steht finanziell auf wackligen Beinen, die Gelder sind nur bis 2012 gesprochen. Doch wer die 53-Jährige mit ihrer hellen, ehrlichen Stimme vom Leben, den Zufällen und den Chancen sprechen hört, der denkt: «Sie wird auch dies schaffen.»



VON EINEM LAND ZUM ANDEREN

Roman Brühwiler, 52, Lehrer, Gründer einer Lehrmittelfirma, Vielreisender, Abenteurer und Weltrekordhalter, hat vor ein paar Jahren beschlossen, das Leben fortan mit seiner Leidenschaft zu verbringen: dem Reisen.

REGULA TANNER / ADRIAN MOSER (FOTO)

Als er ein Junge war, schrieb er der Swissair einen Brief. Ob die Luftfahrtgesellschaft jemanden brauchen könne, der zum Test das ganze Netz abflöge? Er, Roman Brühwiler aus Lenggenwil (SG), würde diese Aufgabe gerne übernehmen. Die Antwort der Swissair fiel freundlich aber ablehnend aus. Der Junge war enttäuscht. Sein Wille, in die Welt hinauszugehen, aus seiner Kindheit in ärmlichen Verhältnissen auszuberechnen, war aber nicht gebrochen.

Das ist mehr als vierzig Jahre her. Heute bittet Roman Brühwiler in sein Büro im Industriequartier von Wil (SG). 1993 hat er, der Lehrer und Betriebswirtschaftler, die DLS-Lehrmittelfirma gegründet, sie während zehn Jahren geführt und dann verkauft. Seither gehört er zu den Angestellten. Die Räume aber sind noch immer geprägt von ihm, an den Wänden hängen die Spuren seiner Reisen, Zeiten, Routen und eine grosse Weltkarte mit leuchtend orangen Dreiecken, die auf Brühwilers erreichte Ziele deuten. Alle 194 Länder dieser Erde. Er hat sie innerhalb eines einzigen Jahres besucht, was ihm einen Weltrekord einbrachte.

Roman Brühwiler weiss genau, was er will. Da steht er, dieser Mann mit dem kurzen Haar und der klaren Sprache, steht und sagt: «Man muss etwas riskieren.» Er suche ständig nach neuen Herausforderungen. Das sei das Salz des Lebens. «Es ist wie beim Bergsteigen. Ich frage mich: Schaffe ich diesen Gipfel? Wenn ja, dann bin ich stolz.» Er schaffte in den letzten Jahren einige Gipfel: alle 194 Länder in einem Jahr, 20 europäische Länder in 24 Stunden, 5 afrikanische in 7 Stunden, 28'600 Flugkilometer in eineinhalb Tagen. Sein neuestes Projekt: sämtliche Provinzen der Welt zu besuchen.

Ist Brühwiler ein Ruheloser? Ein Gehetzter? Einer, der dem Glück hinterherjagt? «Nein», sagt er, «dieses ständige Unterwegssein ist mein Glück. Es ist das, was ich mir immer wünschte.» Die Wende kam vor ein paar Jahren. Als plötzlich alles einstürzte. Nichts mehr so war wie einst. Als seine Ehe zerbrach und er realisierte, dass er nicht mehr so weitermachen wollte wie bisher. Aufstehen, arbeiten gehen, Geld verdienen, nach Hause kommen. Jeden Tag dasselbe. Den Drang auszubrechen, durch die Welt zu ziehen hatte er immer gehabt. Ja, er hatte ihm trotz Beruf und sechsköpfiger Familie auch immer wieder nachgegeben. Doch dem Familienleben bekam das nicht. Seine Frau setzte einen Schlussstrich, Roman Brühwiler stand vor einem Scherbenhaufen.

Er brauchte lange, bis er sich erholte. Dann beschloss er, nur noch das zu tun, was ihm wirklich wichtig war. Er war Anfang vierzig und wollte die Jahre, die ihm blieben, mit seiner Leidenschaft verbringen, dem Reisen. Plötzlich wusste er: «Wenn ich es jetzt nicht tue, dann tue ich es nicht mehr.» Er verkaufte seine Lehrmittelfirma und erhielt eine Summe, die ihm seinen ersehnten Lebensstil ermöglichte. Er liess sich in seiner ehemaligen Firma anstellen und heiratete eine Frau, die ihn ziehen lässt. Fortan lebte er dreigeteilt: arbeiten, Reisen planen, unterwegs sein.

Heute sagt er: «Ich habe mir das Leben so eingerichtet, dass es Freude macht. Das ist ein grosses Glück. Ich fühle mich beschenkt.» Er ist stolz, Spuren hinterlassen zu haben: eine Familie und eine Firma gegründet, einen Weltrekord erlangt. Das gibt ihm eine tiefe Befriedigung. Das Gefühl, so zu leben, dass er jederzeit gehen könnte.

Doch das kann warten. Zu vieles hat er noch vor, zu gerne reist und plant er. Letzteres ist für ihn wie «das Malen eines Bildes». Das Reisen aber ein Genuss «wie ein gutes Stück Fleisch nach einem langen Arbeitstag». Es sind die Landschaften, die ihn beim Reisen interessieren, Gebirgsverläufe, Küstenlinien und Vulkane. Am liebsten schaut er sich die Länder aus dem Flugzeug an. «Das Leben aus der Vogelperspektive ist pure Freiheit.» Und die fremden Kulturen? Die Einheimischen? Er winkt ab. «Man macht so vieles falsch. Also besser keinen Kontakt aufnehmen.» Lieber mal gezielt ein Entwicklungsprojekt unterstützen, so wie er es bei seinem Weltrekord machte. Sonst aber nichts Fremdes. Auch kein Essen. Er will sich den Magen nicht verderben und hat stets seine Müsli Mischung dabei. Sicher ist sicher.

«Es geschieht genug Unvorhergesehenes beim Reisen.» Roman Brühwiler lacht, steht auf, streicht mit der Hand über den grossen Tisch – eine Spezialanfertigung in echtem Wüstengelb – und geht zur Weltkarte. «Hier», sagt er und deutet auf eine Inselgruppe im Pazifischen Ozean, «hier wäre ich fast ertrunken.» Der Bootsführer, der die Gefahren des Riffs kannte, weigerte sich, von der Pitcairn-Insel bis ans Ufer der unbewohnten Henderson-Insel zu fahren. Doch Brühwiler musste diese betreten. Sonst würde er sein Ziel, alle Provinzen der Welt zu besuchen, nie erreichen. Also beschloss er, den letzten Teil zu schwimmen. Das Riff wimmelte von Haien und er wurde schnell müde. Doch er schaffte es. Völlig erschöpft stieg er an Land, packte Apfelsaft aus und nahm einen kräftigen Schluck. Er trägt auf seinen Reisen stets ein Fläschchen «Ramseier» bei sich – für besondere Momente wie diesen.



DER INNERE DRANG, KUNST ZU MACHEN, WAR VERSCHWUNDEN Eva Baumann, 44, Künstlerin, lernt heute Schnittmuster zeichnen und hütet fremde Häuser und Leute.

ANNE-SOPHIE SCHOLL / ADRIAN MOSER (FOTO)

Berlin, 2007. Eva Baumann hatte zugesagt, das WG-Zimmer einer Bekannten zu übernehmen und auch gleich deren Job als Layouterin einer Zeitung. An ihrem zweiten Arbeitstag erklärte man ihr: Am Freitag erscheint die Zeitung zum letzten Mal. Als sie an dem Tag nach Hause ging, lernte sie ihre Mitbewohnerin kennen. Eszter kam direkt aus dem Spital: Diagnose Hirntumor. Mit Operation würde sie ein paar Monate länger leben, ohne vielleicht sechs Monate, vielleicht drei. Nach einem Monat war Eszter tot. Seither weiss Eva Baumann: Berlin ist auf Sand gebaut. Und seither macht sie keine Kunst mehr.

«So bin ich wieder sechzehn Jahre alt, stehe wie damals vor der Berufswahl, und wie damals habe ich keine Ahnung, was ich will.» Eva Baumann sitzt am Tisch in dem lauschigen Garten; wenn die Sonne gerade wieder einmal die Wolken verdrängt, setzt sie die Sonnenbrille auf und dann sieht sie auch aus wie sechzehn. Schmal und zierlich, das Grau in den langen Haaren könnte auch blond sein, sie macht kurze Sätze, spricht mit klarer, aufgeräumter Stimme und immer wieder bricht ein Lachen aus ihr hervor.

Der Garten an privilegierter Lage versteckt sich hinter einem Haus aus dem 17. Jahrhundert. Ein kostbares Fresko ziert dessen denkmalgeschützte Fassade, die Wohnfläche im oberen Stock präsentiert sich als offener Raum mit freistehenden Balken. Seit einem halben Jahr wohnt Eva Baumann hier, ein weiteres halbes Jahr wird sie bleiben. Sie hütet das Haus, eine Schildkröte und den Garten. Ihre eigene 2-Zimmer-Wohnung an der Peripherie ist derweil untervermietet, so fährt sie ihre Lebenskosten herunter. «Ob ich an den Kiosk gehe oder irgendwo etwas abgebe – wenn ich Arbeit suche, erzähle ich es allen.» Derzeit übernimmt sie vier bis fünf Nächte im Monat den Nachtdienst in einer betreuten Wohngemeinschaft für psychisch Kranke, an einzelnen Tagen beaufsichtigt sie eine Ausstellung, hin und wieder nimmt sie einen Auftrag an und zeichnet Grafiken.

Auch früher schon: Mal lieh sie Schlittschuhe aus, mal nähte sie Pailletten an Theaterkostüme, mal half sie in einem Schulsekretariat aus, mal klebte sie Preisschilder an Flaschen mit Hustensaft für Pferde – Eva Baumann machte, was an sie herangetragen wurde. So kam sie eines Tages auch zur Kunst. Nach einer Lehre als Grafikerin liess sie sich zur Werklehrerin ausbilden. «Die so unterschiedlichen Eigenschaften von Holz, Metall, Stein und Keramik faszinierten mich, ich wollte diese Materialien kennen lernen und mit ihnen umgehen können.» Schliesslich sagten andere zu ihr: «Was du machst ist Kunst». Wann genau das zum ersten Mal war? Eva Baumann überlegt. Sie überlegt weiter. Schliesslich sagt sie: Es müsse ihr Ansatz gewesen sein, den die anderen in der Ausbildung als künstlerisch ansahen.

Die erste Arbeit, mit der sie in die Öffentlichkeit ging, stellt sie auf ihrer Homepage vor. Zusammen mit elf weiteren Leuten besuchte Eva Baumann einen YB-Match. Jeder von ihnen zeichnete die Bewegungen eines Spielers auf ein Blatt Papier, sie selber übernahm den Ball.

2002 gewann sie ein Stipendium der Aeschlimann-Corti-Stiftung, die bedeutendste Auszeichnung im Kanton Bern, 2006 erhielt sie den Frauenkunstpreis. Auf Papier, in Installationen, Filmen oder Performances: In ihren Arbeiten machte Eva Baumann von sich selbst unabhängige Bewegung sichtbar. Etwa die Wellenbewegung im Wasser, das Atmen eines Körpers, den Herzschlag. Es war spielerisch forschende, konzeptuelle Kunst. Und sie konnte von der Kunst leben.

Berlin, 2007. Von einem Tag auf den anderen ohne Arbeit, da die Zeitung eingestellt wurde, entschied sich Eva Baumann, ihre WG-Mitbewohnerin zu begleiten. Die Richtung war vorgegeben, Eva hatte Eszter nie anders gekannt als auf der Zielgeraden in den Tod. Während andere Freunde nach und nach wegfielen, lernte Eva Baumann, die Kranke waschen, Morphin spritzen, den Schleim aus Mund und Rachen saugen – das ABC der Palliativ-Pflege. «Anfangs sass Eszter wie eine Diva im Bett und empfing Besuch, aber ihr Körper veränderte sich unglaublich schnell.» Die beiden Frauen reden viel miteinander, Eva will wissen, wie der Übergang vom Leben in den Tod ist. Als Eszter stirbt, ist Eva bei ihr und hält sie in ihren Armen: «In diesem Moment wusste ich nicht mehr, wo höre ich auf, wo fängt sie an. Stirbt sie, sterbe ich? Die Grenzen lösten sich auf, ich spürte eine stille Art von Glück und eine alles durchdringende Energie.»

Nach Eszters Tod versuchte Eva Baumann ein Jahr lang an ihr früheres Leben anzuknüpfen. Es ging nicht. «Nach dem, was ich erlebt hatte, schien mir, was ich machte, nichtssagend klein.» Der innere Drang war weg, unerreichbar geworden war der Zustand des «Flows», in dem die Zeit aufgehoben ist. Da beschloss sie: Ich mache keine Kunst mehr. Nach einem Jahr Ringen mit sich selbst hat sie sich von dem Druck befreit.

Heute manchmal, wenn sie näht, versinkt sie in ihrer Arbeit und kommt dabei dem früheren «Flow-Gefühl» sehr nahe. Im Erdgeschoss, im Büro ihres Hütehauses, hat sie ein Nähatelier eingerichtet. Stoffe, die sie in Brockenstuben zusammenträgt, stapeln sich über den Büchern des abgereisten Hausherrn, in einer Schachtel sammelt sie Reissverschlüsse, in einer anderen Knöpfe. Über der Stuhllehne hängt ein hellblaues Kleid mit gelben Blumen und wartet darauf, auf die passende Grösse eingenäht zu werden, auf dem Boden liegen Schnittmuster. In einem Kurs hat sie gelernt, mit den Abnehmern zu spielen: «Das ist Handwerk und Geometrie». Wird daraus einmal ein neuer Beruf? Oder wieder Kunst? «Vielleicht», sagt sie. Eva Baumann blickt unerschrocken in die Zukunft: «Ich muss mich nur darum kümmern, dass Ende Monat genug auf meinem Konto ist und bisher hat das immer geklappt.»



«ICH HABE NIE EINEN BRUCH ANGESTREBT» Peter Patrik Roth, 40, führt die Matratzenfirma Roviva in Wangen an der Aare in neunter Generation. Er wünscht sich, das Unternehmen eines Tages seinen Kindern übergeben zu können. Manchmal schläft er deswegen schlecht.

CATHERINE ARBER / ADRIAN MOSER (FOTO)

Die Firma war seine Spielwiese. Als Kind hüpfte Peter Patrik Roth zusammen mit seiner älteren Schwester von einem Schaumstoffblock zum nächsten oder sie spielten mit Abfallprodukten wie Holzklötzen, Latexschaumwürfeln, Stoffabschnitten, leeren Fadenspulen. Die Firma bot ihm auch Schutz. Wenn es auf dem Schulhof, der sich gleich gegenüber dem Fabrikgelände der Matratzen- und Bettenfabrik Roviva in Wangen an der Aare befand, Krach mit Kameraden gab, weil die Mitschüler dem Sohn des grössten Arbeitgebers im Ort nicht gut gesinnt waren, zog er sich in die schützende Welt des Familienbetriebs zurück. Und wenn der Vater mittags die Firma durch die Hintertür verliess, den Hof überquerte und sich im gegenüberliegenden Elternhaus an den Mittagstisch setzte, so war nebst den Eltern, der Schwester und Peter Patrik Roth selber immer jemand fünftes zugegen – die Firma. «Roviva sass immer mit am Mittagstisch», erinnert sich der heute 40-Jährige. Die Welt der Matratzen und Betten sei ihm in die Wiege gelegt worden, sagt er. Die Familie fuhr gemeinsam zu den Lieferanten in Europa, die Kinder sassens während den Verhandlungen still im Sitzungszimmer, dabei zeichnete Peter Patrik leidenschaftlich gern, er gewann viele Malwettbewerbe. Nachdem das Geschäftliche erledigt war, fuhr die Familie gemeinsam weiter ans Meer oder in die nächstgelegene, sehenswerte Stadt. «Ich trat ganz automatisch in Vaters Fussstapfen», sagt er. Für ihn sei immer klar gewesen, dass er sich eines Tages in der Firma engagieren möchte, dass er das neunte Kapitel im Roviva-Buch der Familie Roth schreiben würde. Einen ganz anderen Werdegang einzulegen kam für ihn nie in Frage. «Ich habe nie einen Bruch angestrebt.»

Die eigene Handschrift. Seine Schwester verzichtete auf die Geschäftsleitung. Schon früh habe der Vater mit beiden Kindern über die Zukunft des Unternehmens diskutiert. Er hatte bei der Übergabe von der siebten zur achten Generation erlebt, wie Familienmitglieder einander hemmen und rivalisieren können. Das wollte sein Vater bei der Regelung seiner Nachfolge vermeiden. Die Schwester wurde Anwältin und gründete eine Familie. Peter Patrik Roth studierte zunächst an der Hochschule St. Gallen Wirtschaft und durchlief von 1995 bis 2001, wie er sagt, «Lehr- und Wanderjahre» – in Zürich bei der UBS im Finanzcontrolling, bei Renault im Marketing und Controlling, in England bei einem Zulieferanten der Firma Roviva als gewöhnlicher Arbeiter. Seit 2001 steht er der wohl ältesten Matratzenfirma Europas vor. 65 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind ihm unterstellt.

Peter Patrik Roth fühlt sich der Tradition seines Familienunternehmens verpflichtet, es zu vermessen liegt nicht drin. Doch für den Hersteller von Schlafunterlagen scheint dies keine Bürde zu sein. «Jeder in unserer Firma schreibt in diesem Buch sein eigenes Kapitel», sagt er. Und sein Kapitel lese sich schon jetzt anders als die seiner allesamt männlichen Vorgänger. Sein Vater sei eher der Tüftler gewesen, der an der Entwicklung der für die Produktion bestmöglichen Maschinen interessiert gewesen sei. Er aber habe die Kommunikation nach aussen ins Zentrum gerückt. Er pflege auch einen anderen Führungsstil als seine Vorfahren: Während der Grossvater noch ein Patron gewesen sei, habe sein Vater die Mitarbeitenden autoritär geführt, Peter Patrik Roth hingegen möchte die Mitarbeitenden wenn immer möglich in die Entscheide und Entwicklungen mit einbeziehen. «Heute herrscht eine offenere Kultur gegenüber früher», beobachtet er.

Eine Frau als Stütze. Peter Patrik Roth möchte eines Tages das Unternehmen einem seiner eigenen Kinder übergeben können, damit es das zehnte Kapitel der 1748 von Johannes Roth gegründeten Firma weiterschreiben könnte. Noch sei es ihm aber nicht «vergönnt» gewesen zu heiraten und Kinder zu bekommen, sagt der Alleinstehende. Er wünscht sich eine Partnerin, mit der er sich austauschen kann, die aber auch akzeptiert, dass er sich voll und ganz für Roviva engagiert, die für die Familie da ist und ihm eine «Stütze». An diesen Vorstellungen scheiterten frühere Beziehungen. «Ich bin einfach noch nicht an die Richtige geraten», sagt er. Manchmal, wenn er beobachtet, wie die Kinder seiner Schwester schnell heranwachsen, fragt er sich: «Wie alt werde ich sein, wenn mein Kind zwanzig ist? Werde auch ich den gleitenden Generationenwechsel erleben und die nachfolgende Generation ins Unternehmen einführen können?» Wenn er sich solche Fragen stellt, dann schläft Peter Patrik Roth manchmal unruhig. Doch vielleicht wird die Firmengeschichte dereinst anders fortgeführt, und sein Neffe oder Patenkind übernehmen Roviva in zehnter Generation. Noch bleibt aber Zeit, sehr viel Zeit, den neuen Prinzen auf der Erbse zu bestimmen.

DIE LEBENSTREPPE – EINE JAHRHUNDERTEALTE DARSTELLUNG



BEATE SCHAPPACH

In den letzten Jahrhunderten stellte man sich den Verlauf des Menschenlebens in Form einer Treppe vor, die bis zum fünfzigsten Lebensjahr aufwärts und danach abwärts führt. Die erste Lebenshälfte steht dabei im Zeichen der Weiterentwicklung vom Kind zum jungen Erwachsenen, der einen Beruf erlernt, heiratet und eine Familie gründet. Mit fünfzig Jahren steht der Mensch nach dieser Vorstellung im Zenit seines beruflichen Erfolges und seiner gesellschaftlichen Anerkennung. Die zweite Hälfte des Lebens bringt in dieser Vorstellung kaum Veränderungen, sie zeigt nur das zunehmende Altern und Gebrechlichwerden, bis schliesslich der Tod eintritt, der auf derselben Ebene wie die Geburt angeordnet ist, der Kreislauf schliesst sich.

Dieser Lebensentwurf bezog sich zunächst vor allem auf den Mann und seine Entwicklung. Im 19. Jahrhundert kam ein weibliches Modell hinzu. Wie für diese Zeit üblich, zeigt es das Leben der Frau ausschliesslich auf den häuslich-familiären Bereich bezogen. Der Höhepunkt ihres Lebens erscheint weniger spektakulär als der des Mannes: «Mit fünfzig ‹Stillstand› wie man sagt, ein Enkel sie jetzt glücklich macht.»

STEPS OF LIFE – EINE MEHRTEILIGE VIDEOINSTALLATION

TERESA RENN / ROUVEN RECH



Eine einfache Kreidezeichnung auf einer kleinen Schiefertafel bildet den Ausgangspunkt der Installation *Steps of Life*, die eigens für die Ausstellung konzipiert wurde: Die klassische Lebensstreppe, vier Stufen bergauf, der Höhepunkt, vier Stufen hinab, das Lebensende.

Mit dieser Tafel ziehen wir los und sammeln die «Stimmen des Volkes», indem wir in Einkaufszentren der Schweiz unterschiedlichste Menschen von sechs bis sechsundneunzig Jahren bitten, ihren aktuellen Platz auf der Lebensstreppe mit einem Kreuz zu kennzeichnen. Viele sind im Anschluss bereit für ein Gespräch.

«Dürfen wir fragen, warum Sie an dieser Stelle Ihr Kreuz gesetzt haben? Was sind Ihre Ziele? Wann ist man alt? Was ist das Wichtigste in Ihrem Leben? Und wenn Sie einmal Ihre Autobiografie schreiben, wie könnte der Titel lauten?»

Der Beginn eines jeden Interviews ist mit grosser Spannung verbunden, denn vom ersten Blick in die Kamera an, wenn stumm überlegt, das Kreuz gesetzt und schliesslich die Tafel zur Kamera gedreht wird, fragt man sich unweigerlich selbst, wo die- oder derjenige sich wohl einordnen wird. Und so erstaunt es sehr, wenn 16-Jährige Teenies sich bereits kurz vor dem Höhepunkt ihres Lebens sehen: Mein Ziel im Leben? Achtzehn werden!

Oder wenn sich Menschen um die sechzig ebenfalls noch vor dem Höhepunkt ihres Lebens eintragen, in der Hoffnung, die «beste Zeit» liege noch vor ihnen. Wunderbar heitere Momente, aber auch ein paar traurige Geschichten fügen sich zu einer spannungsreichen Erzählung aus der Mitte des Lebens zusammen. Mit einem Kreuz am letzten Stufenabsatz der Treppe, gezeichnet von einer unaufhaltsamen Krebserkrankung, sind wir ebenso konfrontiert wie mit einem kleinen Jungen, der auf die an seinen Vater gerichtete Frage «Welche Wünsche haben Sie?» ganz direkt antwortet: «Ich habe Durst!»

Um Geschichten von Wendepunkten und der einen oder anderen tatsächlichen Midlife-Crisis zu hören, vereinbaren wir Gesprächstermine mit zuvor recherchierten Protagonisten. Ein junger Mann erzählt von seiner Lebenskrise, die ihn in die Wüste und dort in eine tiefe Depression führte, nur mit Trinkwasser und seiner Gitarre im Gepäck. Ein anderer von dem Moment, als er bemerkte, dass er einen sexuellen Missbrauch über viele Jahre verdrängt hatte. Eine Frau traut sich zum ersten Mal mit der bewegenden Geschichte über den Tod ihres Sohnes vor die Kamera und am Ende finden wir uns im Stade de Suisse in Wankdorf wieder mit einem rundum zufriedenen Manager

in seinen «besten Jahren», bei dem die drei von ihm postulierten Gs ganz und gar stimmen: Gesundheit, Geld und Gesellschaft.

Die ganze Vielfalt des Themas zeigt sich im Hauptteil der Installation, den «Therapie-Räumen», die sich durch die gesamte Ausstellung ziehen und einzeln oder zu zweit betreten werden können. In jedem individuell gestalteten Raum spricht eine Expertin oder ein Experte scheinbar direkt mit dem Publikum. Sie geben Botschaften, Fachwissen oder einfache Übungen zum Nachmachen von einem Monitor aus weiter. Ob nun Pfarrer, Sexualtherapeut, Finanzplanungsexperte, Schönheitsarzt, Kommunikationstrainerin, Psychotherapeutin oder Lebenscoach – sie alle rufen sowohl zur Interaktion als auch zum Nachdenken über die eigene Lebensmitte und die damit eng verbundene Frage nach der eigenen Sterblichkeit auf. Und mit einer einfachen Übung zum Glücklichein entlässt eine Hormon-Expertin die Anwesenden in die weitere Ausstellung.

Bewusst haben wir Menschen aus verschiedenen Themenfeldern gewählt, die unterschiedliche Ansätze zur Lebensmitte aufzeigen können. Jeder Besucher, jede Besucherin kann sich auf diese Weise in der Ausstellung wiederfinden.

TERESA RENN, Regisseurin, Autorin & Produzentin; Jahrgang 1977
Regiestudium für Dokumentarfilm an der Filmakademie Baden-Württemberg, Abschluss 2004 mit dem Film *Janine F.* (ausgezeichnet mit dem First Steps Award 2004, bester Dokumentarfilm), 2005 gründete sie gemeinsam mit Rouven Rech die Torero Film GbR in Berlin und Konstanz, um eigene Projekte produzieren zu können. Seit 2008 gibt sie an der Universität Konstanz regelmässig Dokumentarfilm-Workshops und arbeitet als Filmexpertin für die Leuphana Universität Lüneburg.

ROUVEN RECH, Regisseur, Autor & Produzent; Jahrgang 1973
Studium der Audiovisuellen Medienwissenschaften sowie Diplom zum Dokumentarfilmregisseur an der Universität Paderborn, Hochschule für Film und Fernsehen Babelsberg, Filmakademie Baden-Württemberg; diverse Studienaufenthalte, u.a. an der Universidad del Cine in Buenos Aires und Escuela Internacional de Cine in Kuba. Beschäftigt sich mit dokumentarischen wissenschaftlichen Arbeiten im filmischen Medium, seine Kurz- und Langfilme erhielten wichtige Preise und Prädikate bei nationalen und internationalen Festivals und werden sowohl im Kino als auch im Fernsehen gezeigt.



TIMM ULRICHS *Past – Present – Future (Die drei Lebensalterstufen)*, 1970, drei Fotoleinwände, je 105 x 150 cm, Museen der Stadt Recklinghausen.

VON NUN AN GEHT'S BERGAB Keine Sentimentalität, keine falsche Beschwichtigung, kein euphemistisches Reden vom besten Alter. Für den Künstler Timm Ulrichs ist klar, dass die Vorwärtsrichtung des Lebens nur ein Ziel kennt: den Tod. So bleibt sein Gesichtsausdruck auf allen drei Fotos unbeteiligt neutral, während er aufrecht sitzend, die Hände auf den Oberschenkeln ruhend, in Richtung des eigenen Grabes zu blicken scheint, obwohl der Blick durch die dunkle Brille des Künstlers verstellt bleibt. Ulrichs orientiert sich zwar am künstlerischen Sujet der Lebenstreppe, geht dabei jedoch nur auf die Abwärtsbewegung ein und führt sie bis ans bittere Ende. Dabei nutzt er in seiner Darstellung das Motiv des Triptychon, des ursprünglichen Altar- oder Andachtsbildes, um seinerseits die gewichtige Frage nach dem Sinn des Lebens aufzuwerfen. Durch die Dreiteilung wird sowohl die Mitteltafel betont, gleichzeitig werden aber auch an sich weit auseinander liegende Geschehnisse miteinander verbunden: Der Künstler sitzt bereits zur Hälfte in der Grabstätte und erinnert uns daran, dass wir zeitlebens mit einem Bein im Grab stehen. Dennoch lässt Ulrichs offen, in wie weit er den Höhepunkt seines Lebens und künstlerischen Schaffens bereits erreicht hat beziehungsweise wo dieser liegt. Obwohl die Körpersprache in dieser Selbstinszenierung in ihrer Entschlossenheit kaum Raum für eine positive Perspektive zuzulassen scheint, wird man den Verdacht nicht los, dass der Künstler hier nicht seine Zukunft dokumentiert, sondern vielmehr seinen eigenen Tod ironisiert und ihn sogar als Flucht inszeniert: Eigentlich ein-Sich-aus-dem-Staub-machen. *KK*

EINE PRIVILEGIERTE SELBSTBEFRAGUNG AUF 950M²

ANNE-SOPHIE SCHOLL INTERVIEWT DIE KURATOREN
BEATE SCHAPPACH UND ANDREAS SCHWAB

Das Kuratorenteam von *halbzeit* sind die Theaterwissenschaftlerin Beate Schappach (35) und der Historiker Andreas Schwab (40) vom Ausstellungsbüro Palma3. Beide stehen in der Mitte des Lebens. Mit ihrer Ausstellung wollen sie «produktive Verwirrung» stiften. Damit sich der Besucher nicht verliert, braucht es eine gestalterische Inszenierung und eine klare Dramaturgie. Ein Gespräch darüber, wie sie das Lebensgefühl einer Generation in den Raum transportieren.

Die Ausstellung *halbzeit* richtet den Blick auf Menschen in Ihrem Alter. Steht Ihre persönliche Bilanz am Anfang der Ausstellung?

B. Schappach: Das Leben bietet immer wieder Gelegenheit, Bilanz zu ziehen. Die Halbzeit habe ich selbst vielleicht noch nicht erreicht. Aber als das Thema der Ausstellung feststand, habe ich aus meinem Umfeld viele Reaktionen erhalten und gemerkt, dass die Lebensmitte die Leute sehr beschäftigt.

A. Schwab: Ich hingegen merke schon, dass ich nicht mehr der junge Historiker oder der junge Ausstellungsmacher bin und unweigerlich in eine neue Rolle hineingerate. Das Thema Generationen ist für uns aber nicht neu. Für unsere Ausstellung im Historischen Museum in Frankfurt am Main haben wir uns beispielsweise mit den 68ern auseinandergesetzt. Interessant sind jeweils die Brüche: die Pubertät, die Pensionierung oder die Midlife-Crisis. Die Medien schreiben viel über diese Themen. Zur Jugend oder zum Alter gab es schon einige Ausstellungen, *halbzeit* ist hingegen die erste kulturhistorische Ausstellung über die Lebensmitte.

Was vermittelt eine Ausstellung, was Medien nicht vermitteln können?

B. Schappach: Wir gehen polyphon vor. In der Ausstellung zeigen wir ein Panorama unterschiedlicher Stimmen, setzen sie miteinander in Bezug und lassen sie sich gegenseitig bestärken oder widersprechen. Wir stellen zum



Beispiel die Sprache der Werbung, Ratgeberliteratur und Aussagen von Experten oder von Leuten auf der Strasse nebeneinander. Damit erzeugen wir eine Spannung...

A. Schwab: ...und einen Kontrast. Zudem ermöglicht die räumliche Anordnung den Besuchern, individuell auszuwählen und einzelne Themenbereiche zu vertiefen.

Also keine Zuspitzung auf eine Kernaussage oder These?

A. Schwab: Wir verstehen uns nicht als allwissende Erzähler. Aber wir bieten Besuchern die Möglichkeit, sich mit den von uns angebotenen Thesen auseinanderzusetzen. Dabei überlassen wir es ihnen, für sich zu entscheiden, ob beispielsweise die Lebensmitte ein schwieriges Alter ist oder nicht. Die Thesenangebote entwickeln wir ganz am Anfang der konzeptionellen Arbeit.

B. Schappach: Haben wir Zentrum und Ränder eines Themas definiert und uns wie beispielsweise bei *halbzeit* entschieden, geografisch auf die Schweiz und zeitlich auf die Gegenwart zu fokussieren, bestimmen wir die leitenden thematischen Aspekte. Dann erarbeiten wir unseren Zugang: Wir legen Schwerpunkte fest und gewichten, was wir vermitteln wollen.

Das klingt nach einer eher subjektiven Auswahl.

B. Schappach: Bewusst. Wir streben nicht Vollständigkeit an, sondern die persönliche Handschrift. Durch die Struktur und die Dramaturgie versuchen wir, das Weitwinkel-Panorama und die Vielschichtigkeit in eine Logik zu bringen.

Das bedeutet konkret?

B. Schappach: In *halbzeit* arbeiten wir mit zwei Ebenen. Die Ausstellung eröffnet zum einen Themenbereiche, in denen es um Veränderungen am eigenen Körper, in Partnerschaft und um Karriere geht. Zum anderen lassen wir in der Ausstellung exemplarisch Leute zu Wort kommen: Wir zeigen Berater und Therapeutinnen zu verschiedenen Lebensbereichen, vom Paartherapeuten über den Finanzberater bis zu einer Hormon-Expertin; wir haben Menschen porträtiert, die heute in der Mitte des Lebens stehen; und wir stellen

historische Persönlichkeiten vor, deren Biografien spannende Brüche aufweisen, wie Bruder Klaus, Lina Bögli oder Armand Schulthess.

Vom ersten Konzeptpapier zur fertigen Ausstellung ist der Weg aber noch weit.

A. Schwab: Sind die Thesen ausformuliert, folgt die Recherche. Wir haben Kunstwerke angeschaut und uns über Anti-Falten-Cremes beraten lassen, haben Bücher gelesen und uns in Karikaturen und Cartoons vertieft. Und einmal sind wir im spektakulären Wartsaal im Bahnhof Biel hängen geblieben, den Philippe Robert mit einer Allegorie über die zirkuläre Zeit bemalt hat.

B. Schappach: Es war eine Recherche nach dem Schneeballprinzip. Bei manchen Themen drängen sich gewisse Institutionen auf, zum Beispiel das Sozialarchiv. *halbzeit* hingegen verlangte Erfindungsreichtum. Wenn man allerdings an einem Thema arbeitet, verändert sich mit der Zeit die Wahrnehmung und man entwickelt einen geschärften Blick für passendes Material.

A. Schwab: Manchmal realisiert man bei der Suche nach Objekten aber auch, dass sich ein Thema nicht umsetzen lässt. Anfangs hatten wir uns beispielsweise das soziale Umfeld und den Freundeskreis als eigenständigen Themenraum gedacht. In der Recherche merkten wir, dass es schwierig wird, diese Idee umzusetzen. Deswegen haben wir das soziale Umfeld in den anderen Themenräumen aufgefangen.

Umgekehrt schälen sich bestimmt gewisse Themen in der Recherche heraus?

A. Schwab: Ja natürlich. Es gehört zu den Highlights im Leben von Ausstellungsmachern, wenn sie bei der Recherche ein Objekt entdecken, das passender ist, als sie es sich je hätten vorstellen können. Als wir auf die drei Fotografien *Past–Present–Future* von Timm Ulrichs stiessen, war das ein solcher Überraschungsmoment.

B. Schappach: Oder als wir das Stück von Hildegard Knef *Von nun an ging's bergab* fanden. Ein tolles Lied, bei dem Aufwärtsbewegung und Abwärtsbewegung zusammenfallen: In den Liedstrophen geht es die Karrierestufen hoch, auch Instrumentierung und das Volu-

men steigern sich, parallel dazu geht es im Refrain jedoch bergab, Sinn und Erfüllung bleiben aus. Auf der Meta-Ebene liefert das Lied so einen ironischen Kommentar zum Streben nach Erfolg. Deswegen platzieren wir es sehr prominent in der Ausstellung.

A. Schwab: Knefs Lied und Ulrichs Arbeit greifen beide sehr schön das Motiv der Lebensstreppe auf, ein kultureller Archetyp, der sich schon vorher für uns als strukturgebendes Motiv für die Ausstellung herauskristallisiert hatte.

Was fasziniert an der Lebensstreppe?

B. Schappach: Lebensstrecken gab es schon im Mittelalter, in der Renaissance und bis heute findet man das Motiv in grafischen Darstellungen. In der Vergangenheit nahm man jedoch den zweiten Teil der Lebensstreppe nicht als Entwicklung wahr, sondern als Abstieg hinunter zum Tod. Diese Wahrnehmung hat sich verändert. Heute wollen die Leute vermehrt ihre zweite Lebenshälfte aktiv gestalten und entscheiden sich in der Lebensmitte, ihr Leben noch einmal auf eine neue Basis zu stellen, quasi neu anzufangen. Nicht alle Leute schaffen es, diesen Entscheid umzusetzen, aber der Wunsch dazu besteht bei vielen Leuten, mit denen wir gesprochen haben.

A. Schwab: Die Lebensstreppe in den unterschiedlichen historischen und zeitgenössischen Darstellungen ergibt ein starkes Bild. Deswegen platzieren wir sie am Anfang und Schluss der Ausstellung. Zudem haben wir eine filmische Umsetzung anfertigen lassen. Unser Partner Torero Film hat die Besucherinnen und Besucher in Shoppingcentern sich auf der Lebensstreppe verorten lassen. Der daraus entstandene Film ist eine der aufwändigsten und gleichzeitig wichtigsten Arbeiten der Ausstellung.

Die Lebensstreppe als Auftakt und Ausklang – das erinnert ans Theater. Welche Rolle spielt die Dramaturgie für die Ausstellung?

A. Schwab: Wir steigen mit unserem aussagekräftigsten Motiv ins Thema ein. Damit übernimmt dieses Motiv die Funktion einer Schleuse. Die Lebensstreppe in ihren unterschiedlichen Darstellungen setzt als dramaturgisches Element ein deutliches Zeichen am

Übergang von der normalen Welt in die künstliche Welt des Museums.

B. Schappach: Zudem ist die Treppe ein Kollektivsymbol. Wir zeigen ja einerseits Objekte aus der Kunst- und Kulturgeschichte und andererseits die individuellen Statements der Besucher im Shoppingcenter. Damit bringen wir am Anfang und am Schluss der Ausstellung die gesellschaftliche und die individuelle Ebene dramaturgisch zusammen und lassen sie miteinander in einen Dialog treten. Diese starke Bündelung erlaubt uns, die Ausstellung dazwischen sehr weit zu öffnen, ohne dass sie in Beliebigkeit zerfällt.

Wie weit erfolgt das im Zusammenspiel mit dem Raum?

A. Schwab: Der Raum gibt gewisse pragmatische Entscheide vor oder er regt Umsetzungen an, die die Gestalterinnen mit ihrer Intuition und Kreativität entwickeln.

B. Schappach: Für *halbzeit* haben wir bereits in der Konzeptionsphase mit dem Gestaltungsbüro zusammengearbeitet, als wir eine räumliche Lösung suchten und eine Geschichte, der die Besucher folgen können. Dabei sprang den Gestalterinnen vom Atelier Gillmann die Galerie im Vögele Kultur Zentrum ins Auge. So entstand aus den räumlichen Gegebenheiten die Idee, an diesem prominenten Ort ein «Plateau des Lebens» einzurichten. Wir zeigen auf der Galerie Statussymbole und Genussgüter: ein teures Velo, eine durchästhetisierte Hi-Fi-Anlage...

A. Schwab: ...einen Putzfrauenservice, eine Eigentumswohnung oder echte Kunst, die man sich plötzlich anstelle von Postern leistet.

B. Schappach: Die Besucher sollen sich in den Objekten wiedererkennen. Gleichzeitig regt die serielle Anordnung aber auch eine ironische Lesart an.

Ironie und Humor sind wichtig in der Ausstellung. Welche Funktion übernehmen sie?

A. Schwab: Der Humor fordert die Leute heraus. Er spielt den Besuchern den Ball zu und fordert sie auf, ihre eigenen Werthaltungen zu hinterfragen. Ähnlich wie im Theater bringt der Humor einen Sachverhalt auf den Punkt, er fesselt die Menschen und mit Humor schafft man es am besten, etwas in ihnen auszulösen.

B. Schappach: Der Dialog mit dem Publikum ist für uns zentral. Wir bieten den Besucherinnen und Besuchern drei Möglichkeiten in ein Thema einzusteigen, beispielsweise bei den Schönheitsoperationen: Sie können etwas Neues kennenlernen, sie können sich davon distanzieren oder sie können denken, dass Schönheitsoperationen eine gewisse Berechtigung haben. Die Besucher sollen angeregt werden, sich in der Ausstellung immer wieder selbst zu positionieren. Wir versuchen, keine Wertung vorzunehmen, sondern die Aussagen in der Schwebelage zu halten.

Ein Schwerpunkt der Ausstellung sind die Interviews mit Therapeuten. Damit sprechen Sie den Wertezwischenfall und die Orientierungslosigkeit an. Tragen Sie mit dieser Offenheit nicht selbst zur Orientierungslosigkeit bei?

A. Schwab: Eine gewisse Orientierungslosigkeit ist gewollt, sie muss aber durch starke dramaturgische Eckpunkte aufgefangen werden. Wir glauben an die Kraft der produktiven Verwirrung, weil sie erlaubt, den eigenen Standpunkt zu klären. Wir wollen die Leute nicht mit einfachen Antworten abspeisen.

B. Schappach: In Führungen und bei Gesprächen mit dem Publikum habe ich die Erfahrung gemacht: Das Publikum ist mündig, die Besucher schätzen es, selbst Schwerpunkte zu setzen und diese gegebenenfalls zu vertiefen. Zugleich wünschen sie sich aber auch einen Reiseführer, also eine Struktur, die sie durch den Ausstellungsraum leitet. Deswegen sind Dramaturgie und Gestaltung so wichtig.

A. Schwab: Man kann die Ausstellung mit einem ersten Blick erfassen. Sie bietet aber auch genug Material, gegebenenfalls einen ganzen Tag darin zu verbringen. Diese Spannweite streben wir ganz bewusst an.

Sie beide haben sich jetzt zwei Jahre intensiv mit der Lebensmitte befasst. Haben sich dadurch Ihre eigenen Werte verschoben?

A. Schwab: Es gibt zwar die Theorie der Angleichung der Schaffenden an ihr Thema, trotzdem bin ich noch nicht in eine Midlife-Crisis gestürzt. Aber Spass beiseite, ich bin mir bewusst geworden, wie viele Jahre Männer

in meinem Alter durchschnittlich noch zu leben haben, nämlich genau 42,5 Jahre.

B. Schappach: Im Beruflichen bewegt man sich in diesem Alter sehr nah an der Guillotine: Entweder man erreicht die Spitze der Karriere oder man gerät von der Nachwuchsförderung direkt aufs Abstellgleis. Dieser Sachverhalt ist strukturell-gesellschaftlich gegeben, er ist Teil unseres Systems. Was das auch für mich persönlich bedeutet, war mir vor der intensiven Auseinandersetzung mit dem Ausstellungsthema viel weniger deutlich bewusst.

A. Schwab: Wir haben uns ja schon aus einem gewissen persönlichen Interesse heraus so intensiv mit der Lebensmitte auseinandergesetzt und die Ausstellung ist ein privilegiertes Mittel der Selbstbefragung auf 950 Quadratmetern.

Und wohin führt für Sie die Lebenstreppe?

A. Schwab: Ich glaube an die Ungleichzeitigkeit von Ereignissen. Vielleicht geht es mit der Karriere aufwärts, doch dann kommt möglicherweise mit einer Scheidung oder einer Krankheit ein Einschnitt. Oder gesundheitlich läuft alles bestens, dafür treten plötzliche Probleme im Beruf auf. Ich nehme es, wie es kommt, hoffe aber natürlich nur das Beste.

B. Schappach: In der heutigen Gesellschaft ist das Treppenmodell sehr wohl gültig, es ist sogar eine normative Vorgabe. Unterwirft man sich nicht dem Diktat der Leistung und des Aufstiegs, steht man unter Begründungszwang.

A. Schwab: Eben diesen Zwang zur Leistung sprechen wir mit den Therapeuten direkt an, denn sie sind es ja, die schlussendlich den Leistungsdruck verwalten. Eheleute, die beispielsweise Beziehungsprobleme haben, sind aufgerufen, zum Paartherapeuten zu gehen, wer im Job unzufrieden ist, sucht einen Karrierecoach auf. Dennoch muss man sich fragen, ob nicht die Therapeuten Teil des Problems sind, das sie zu lösen vorgeben? Vermittelt ihre Funktion nicht auch den Anspruch, dass man eine perfekte Ehe führen soll oder, wenn es einem bei der Arbeit nicht gefällt, man selbst daran schuld ist?



PHILIPPE ROBERT *La ronde des heures*, 1923, Wartsaal Biel.

EWIGES WERDEN UND VERGEHEN Im 19. Jahrhundert wurden die neu entstandenen Bahnhöfe zu Orten, an denen der Takt der modernen Zeit am besten spürbar war. Bahnhofsuhren legten die Zeit im gesamten Land verbindlich fest. Fahrpläne verbanden ferne Orte miteinander, was zu einer Vereinheitlichung der vorher oft bloss lokal geltenden Uhrzeiten führte. Gleichmässig, pünktlich, schnell, lautete die Devise. Der Bieler Jugendstilkünstler Philippe Robert stellte dieser modernen Auffassung von Zeit eine eigene Utopie entgegen. Er gestaltete den Wartsaal im Bahnhof von Biel mit vier Wandgemälden als Parabeln über Zeit und Ewigkeit, über die Jahreszeiten wie auch über die verschiedenen Lebensalter.

So wie die Uhr mit ihren 24 Stunden gehen auch die 24 Figuren des Hauptgemäldes *La ronde des heures* ihren unerbittlichen Gang. Im Vordergrund tanzen beschwingte Blumenmädchen in wallenden Gewändern. Hinten gehen dunkel gekleidete Frauen, bis sie sich – es geht dem Frühling entgegen – allmählich wieder verjüngen. Nach Philippe Robert gibt es immer nur einen vorläufigen Höhepunkt der Lebensalter. Sein Weltbild ist wie das zahlreicher anderer Künstler seiner Zeit zirkulär, ein ewiges Werden und Vergehen. AS

EIN RAUM IN DER SCHWEBE

URSULA GILLMANN



In der Mitte des Lebens: nicht mehr jung, noch nicht alt – eine lange Lebensphase und doch nur ein Dazwischen von unbestimmter Dauer, oszillierend und ambivalent – ein Zustand in der Schwebel, voller Hoffnungen, Zäsuren und Krisen.

Wir haben uns also vorgenommen, einen «Raum in der Schwebel» zu inszenieren und mit der Gestaltung dazu beizutragen, eine offene Ausstellung zu machen, die nicht erklärt und vorführt, sondern die die Besucher einbezieht, anregt, nicht mit Antworten, sondern mit Fragen entlässt.

Die besondere Herausforderung der Gestaltung bestand darin, für die künstlerischen Arbeiten die richtigen Raumsituationen zu schaffen und aus diesen Installationen, den Auftragsproduktionen, Video-interviews, den thematischen Stationen, Objekten, Fotodokumentationen und Audioproduktionen, Texten, Zahlen, Fakten, Fragen eine schlüssige, spannungsvolle Gesamtinstallation zu entwickeln.

Die Komposition wird geprägt von der Architektur und Raumstruktur des Vögele Kultur Zentrum, das sich mit seinen langen Räumen, Sichtachsen, Treppen und der Galerie für die Szenografie der Ausstellung wunderbar nutzen liess.

Entsprechend wurde ein linearer Stationenweg angelegt: Die Treppe führt auf die Galerie zum «Plateau des Lebens», im Wendepunkt zwischen den Räumen ist die Installation «Midlife-Crisis avant la lettre» angesiedelt, und nach hundert Metern «Lebensweg» gelangen die Besucher ans «Ende der Karriere». Die Etappen entlang des Weges

bilden die Beratungszonen, intime Räume, in denen Berater, Therapeutinnen und Experten zu Wort kommen. Empfangen und entlassen werden die Besucher von der Videoinstallation *Steps of Life*, die die Klammer der ganzen Schau bildet.

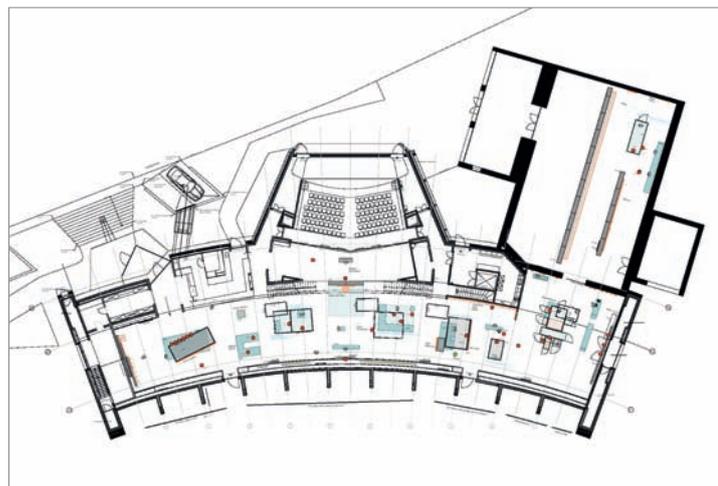
Das Motiv der Treppe hat uns ebenfalls zur Idee für das Gestaltungskonzept inspiriert. Alle Ausstellungselemente wurden in Anlehnung an Treppenstufen als grosse, dreidimensionale Kuben gestaltet, die auf unterschiedlichen Höhen im Raum liegen, hängen, stehen, schweben und in einen spannenden Dialog mit der Architektur treten. Die Gestaltung bleibt schwarz, weiss, grau – farbig sind allein die Inhalte. Umgesetzt mit transluzenten und opaken Stoffen, entsteht ein Spiel von Durchsicht und Verhüllung, ambivalent und oszillierend – im Dazwischen werden die Besucher zu Betrachtern und Akteuren.

atelier gillmann+co gmbh

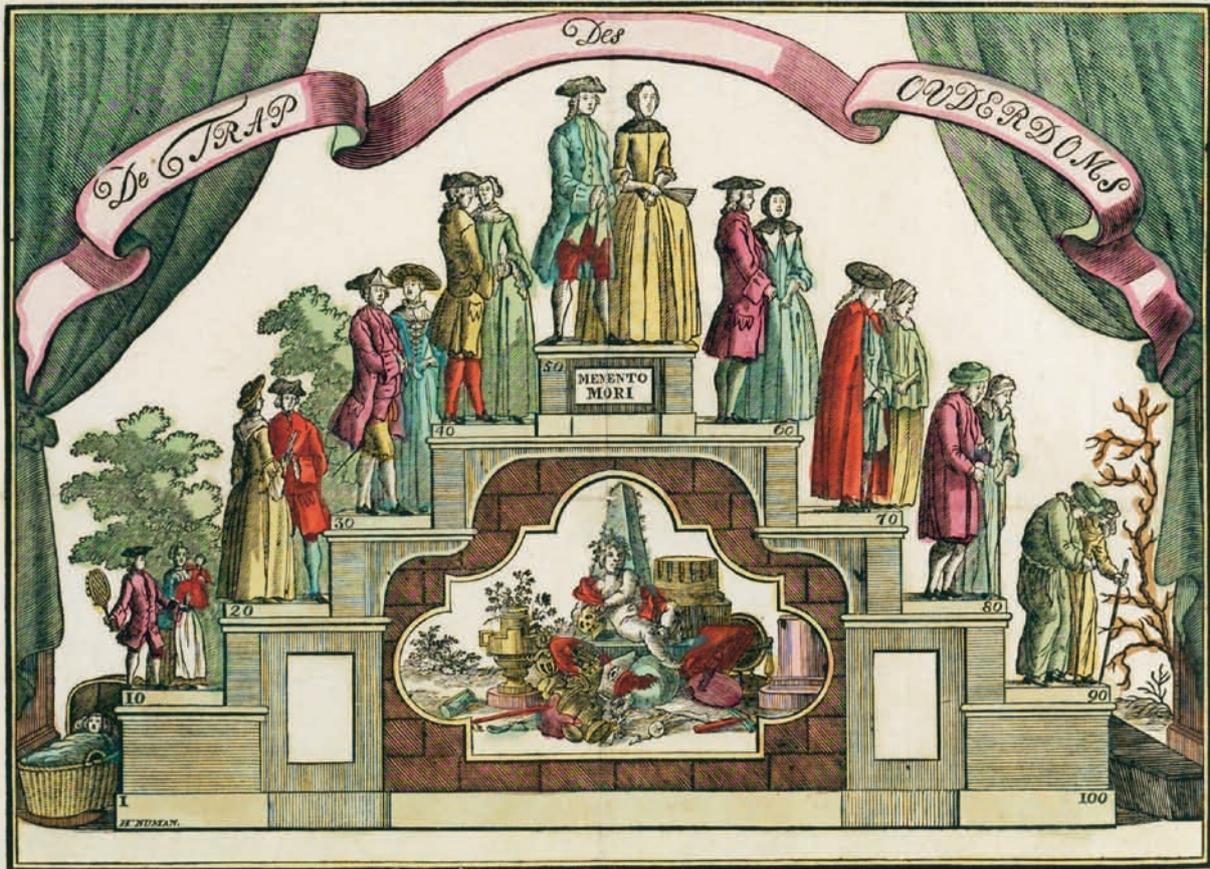
PROF. URSULA GILLMANN, Dipl. Ing. Innenarchitektur HfG, Museum Studies MAS, Ausstellungsgestalterin, Innenarchitektin und Museumswissenschaftlerin. 1995 gründete sie das atelier gillmann, welches bisher rund 100 Ausstellungen für Museen und kulturelle Institutionen im deutschsprachigen Raum realisiert hat. Seit 2009 ist sie Professorin für Ausstellungsdesign an der Hochschule Darmstadt.

CLAUDIA SCHWÄGERL, Dipl. Ing. Innenarchitektur.

Seit 2009 als Ausstellungsgestalterin im atelier gillmann+co tätig und betreute federführend die Gestaltung und Realisierung der Ausstellung *halbzeit*.



Entwürfe Szenographie, 2011, Atelier Gillmann (CAD Rendering).



Wat is van onse Jeugd en van het gantsche leeven,
 Het is gelyk een Stroom in haaste weggedreeven,
 Het is gelyk een Boom die needer is geveld,
 Het is gelyk een Droom die kranke zinne kwelt,
 Van al des weerelds prant, van alle blyde nagten,
 En blyft niets aan den Mensch als droeve nagedagten.

Het eenig dat de Ziel in dit geval verblydt,
 Dat is een zoet gepys van welbelceeden Tydt,
 Al wat het wakker oog Beschouwdt aan alle zyden,
 Dat wyjl den Mensch aan, wat eenmaal staet te lyden,
 God laat ons alle daag sê in het Klyne zien,
 Wat eens te zijner Tyd de Wereld zal gefchieten.

Te Amsterdam, by H. NUMAN, Houde Konstplaatfnyder op de Angeliërsgragt.

H. NUMAN *De Trap Des Ouderdoms*, Amsterdam um 1780, Holzschnitt koloriert, 32,6 x 41,3 cm, Sammlung Dr. Christa Pieske, Staatliche Museen zu Berlin, Museum Europäischer Kulturen, Stiftung Preussischer Kulturbesitz.

BÜHNE DES LEBENS Dieser um 1780 entstandene Holzschnitt *De Trap Des Ouderdoms* inszeniert die Alterspyramide als Bühnenbild, drapiert von zwei schweren Vorhängen. Das Theaterstück erzählt das Lebensalter des Menschen in zehn Akten. Dem klassischen Drama folgend wird das Dasein als kontinuierliche Entwicklung mit der Wiege als Exposition, dem Mittleren Alter als Höhepunkt und dem Sarg als Katastrophe dargestellt. Als Kulisse dient lediglich ein grünender Baum von dem zu guter Letzt nur ein dürre, sterbender Ast zurückbleibt. Die Inschrift *Memento Mori* verweist nicht nur auf die Vergänglichkeit des Menschen, sondern auch auf sein Tun. NK

AGENDA

DIE VERANSTALTUNGEN IM VÖGELE KULTUR ZENTRUM RUND UM DIE AUSSTELLUNG HALBZEIT

Zusätzliche Infos, Angebote und Veranstaltungen: www.voegelekultur.ch/Veranstaltungen

VERNISSAGE **Sonntag, 6. November 2011, 11.30 Uhr** (Türöffnung ab 10.45 Uhr)

AUSSTELLUNGSDAUER 6. 11. 2011 – 11. 3. 2012

KÜNSTLERGESPRÄCH **Sonntag, 20. November 2011, 11.15 Uhr**

Die KünstlerInnengruppen **HAUS AM GERN** (Rudolf Steiner & Barbara Meyer Cesta) sowie **RELAX** (chiarenza & hauser & co) stellen ihre in der Ausstellung gezeigten Werke vor. **Im Dialog mit den Besuchern erklären sie Methoden und Konzepte ihres künstlerischen Engagements.**



KONZERTMATINEE IM AUDITORIUM

Sonntag, 4. Dezember 2011 (2. Advent), 11.15 Uhr

EIN AUSSERGEWÖHNLICHES MUSIKERLEBNIS:

INGRID KARLEN, KLAVIER UND MARTINA BRODBECK, CELLO

Ingrid Karlen kommentiert die Werke.

Bei den Komponisten und Werken geht es um die – in der ganzen Musikgeschichte wohl grösste – Umbruchstelle, der Loslösung von der Tonalität. Man kann von einer eigentlichen Krisensituation sprechen und es ist faszinierend, wie unterschiedlich die vier Komponisten damit umgehen. Debussy sucht eine neue Freiheit in der Ausweitung der Tonalität in Richtung fernöstlicher Klänge, spricht Pentatonik und einer neuen Gewichtung der Klangfarben. Webern macht einen radikalen Schnitt, indem er die Tonalität aufhebt und die einzelnen Töne in eine ganz neue Ordnung stellt. Isang Yun, das neuste Werk, sucht wieder die Annäherung an die romantische Expressivität. Schostakowitsch bleibt in der romantischen Tradition am meisten verhaftet, durchbricht sie aber immer wieder mit radikalen Gesten.

CLAUDE DEBUSSY

Sonate pour violoncelle et piano (1915)

ANTON WEBERN

3 kleine Stücke op. 11 für Violoncello und Klavier (1914)

ISANG YUN

Espace 1 für Violoncello und Klavier (1992)

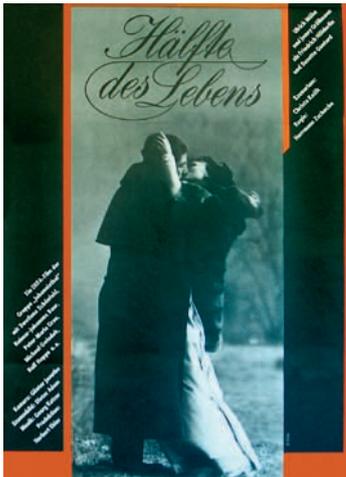
DIMITRI SCHOSTAKOWITSCH

Sonate für Violoncello und Klavier op. 40 (1934)

Ingrid Karlen, Klavier. Nach Studien in Zürich, Basel und Paris spezialisierte sie sich auf die Musik des 20. und 21. Jahrhunderts. Konzerte als Solistin und Kammermusikerin in Europa, den USA, der Ukraine, China, Neuseeland und Australien. Neben vielen Radioeinspielungen, Ur- und Erstaufführungen veröffentlichte sie eine Solo-CD bei ECM. Mitglied des Ensemble Aequatuor. Ingrid Karlen unterrichtet am Konservatorium Zürich.

Martina Brodbeck, Cello. Nach Studien in Basel und in Den Haag erlangte sie das Konzertdiplom mit Auszeichnung an der Hochschule für Musik und Theater Biel/Bern. Martina Brodbeck ist Mitglied der basel sinfonietta und des NEC (Nouvel Ensemble Contemporain), beschäftigt sich intensiv mit zeitgenössischer Musik und tritt mit verschiedenen Kammermusikformationen in Europa, China und in den USA auf. Radio- und CD-Aufnahmen.

GROSSES KINO IM AUDITORIUM



**Sonntag, 11. DEZEMBER 2011, 11.15 Uhr und
Sonntag, 4. MÄRZ 2012, 13.30 Uhr**

HÄLFTE DES LEBENS. FRIEDRICH HÖLDERLIN. EINE VERHÄNGNISVOLLE DICHTERLIEBE.

Regie: Herrmann Zschoche. DDR 1985. (Dauer 93 Min.)

Zehn Jahre aus dem Leben Friedrich Hölderlins, von 1796 bis 1806.

Der junge geniale Dichter tritt eine Stelle als Hauslehrer beim Frankfurter Bankier Gontard an. Mit dessen Ehefrau Susette entsteht eine leidenschaftliche, jedoch hoffnungslose und kurze Liebesbeziehung, die mit dem Hausverweis von Hölderlin jäh endet. Danach sind beide gebrochene Menschen, Susette kränkelt und stirbt 1802. Ihr Tod stürzt Hölderlin in tiefe Depressionen, von denen er sich nicht wieder erholt.



**Sonntag, 11. DEZEMBER 2011, 13.30 Uhr und
Sonntag, 4. MÄRZ 2012, 11.15 Uhr**

MÄNNER IM WASSER. SYNCHRONSCHWIMMEN STATT MIDLIFE-CRISIS.

Regie: Måns Herngren. Schweden 2010. (Dauer 102 Min.)



Mit einer Mischung aus ungezwungenem Humor und erfrischenden Charakteren inszenierte Regisseur Måns Herngren *Männer im Wasser* mit leichter Hand und verliert dennoch nie an Tiefe. Fredrik, ein Vater auf Selbstfindungskurs, erfährt erst im Halt durch Familie und Freundschaft, dass das Leben kein Einzelzeitfahren ist, sondern nur als Teamsport funktioniert. Eine synchrone Komödie über Männerfreundschaften in der Midlife-Crisis, Diskriminierung im Wasser und verzwickte Familienbeziehungen.

PODIUMSDISKUSSION IM AUDITORIUM

Sonntag, 15. Januar 2012, 11.15 Uhr

DAS MITTLERE ALTER IM GESELLSCHAFTLICHEN WANDEL

Die Bedeutung und die spezifischen Herausforderungen der mittleren Lebensphase sind das zentrale Thema der Diskussionsrunde. Die Zuhörerinnen und Zuhörer sind herzlich eingeladen, sich an der Gesprächsrunde mit Fragen und eigenen Erfahrungen zu beteiligen.

Moderation: **Maya Krell**, Psychologin und Laufbahnberaterin

Diskussionsteilnehmer:

Dr. theol. Ivana Bendik, seit September 2009 Beauftragte für Theologie, Institut für Theologie und Ethik, Zürich.

Arbeits- und Themenbereiche: Theologie mit Schwerpunkt Ekklesiologie; Religion und Kirche unter den Bedingungen der Moderne; Biblische Theologie.

Prof. Dr. François Höpflinger, Soziologisches Institut der Universität Zürich. Im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms «Alter» trug François Höpflinger wesentlich zur Koordination und Weiterentwicklung der Sozialgerontologie in der Schweiz bei.

Prof. Dr. Mike Martin, Psychologisches Institut der Universität Zürich. Leitung des Zentrums für Gerontologie ZfG. Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte: Kognitives Altern; Soziale Entwicklung im Alter; Ressourcen und Alltagskompetenz; Mittleres Erwachsenenalter; Entwicklung über die Lebensspanne.

Dr. phil. Maja Wicki-Vogt, Philosophin, Psychoanalytikerin, Traumtherapeutin mit einer späten aber vielfältigen Karriere. Sie ist auch als Journalistin und mutige Menschenrechtlerin aktiv. Zahlreiche Buch-Veröffentlichungen und Publikationen.

RÜCKBLICK

VERNISSAGE ZUR AUSSTELLUNG «going BANANAS»
Eine Frucht beschäftigt Kultur, Kult und Kunst, 17.4.-21.8.2011

Bild 1 – 3



Bild 4 – 6



Bild 7 – 9



Bild 10 – 12



Bild 13 + 14



Bild 1 – 3 Cornelia Meyer, Annemarie Bucher; Maya Repele, Andy Jllien, Monica Vögele; Ursula Herber, Gret Loewensberg. **Bild 4 – 6** Julia Billeter, Fritz Billeter; Chakkrit Chimnok, Sarinthip Siriwechakul; Agnes Vögele, Sibylle und Peter Pestalozzi. **Bild 7 – 9** Anna Lehmann, Dieter Leuenberger, Monica Vögele; Charlotte Schütt, David Vuillaume, Gaby Bachmann; Nadia Brunner, Sandra Urech, Christoph Blass. **Bild 10 – 12** Patrick und Carmen Behles, Monica und Andrina Vögele; Peter H. Ernst, Chinkyn Kälin, Bruno Frick; Peter und Marina Enz. **Bild 13 + 14** Annemarie Bucher, Catherine Nussbaumer, Sarinthip Siriwechakul; Rosa van Wyk, Shelley Sacks, Agnes Vögele.

...mit der ganzen Familie Kunst und Kultur erleben

Die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der gelben Frucht interessierte und faszinierte tausende Besucherinnen und Besucher, Erwachsene, Jugendliche und Kinder. Auch das die Ausstellung begleitende abwechslungsreiche Rahmenprogramm fand grossen Anklang. Insbesondere wurden die erstmals an Sonntagen angebotenen Familienführungen sowie die Veranstaltungen für Kinder geradezu mit Begeisterung aufgenommen.



...inspirierende, geführte Gesprächsrunden

In Verbindung mit ihrer Arbeit «Exchange Values» forderte die Künstlerin Shelley Sacks zu Roundtable-Gesprächen mit Fragen zur Umwelt, Ethik und Ästhetik auf, durch die sie soziale Prozesse in Gang bringen möchte. Zahlreiche Teilnehmer brachten sich aktiv in diese Forumdiskussionen ein.



...die Jugend miteinbeziehen und begeistern

Unser Angebot an Führungen wurde von rund 60 Schulklassen verschiedener Bildungsstufen mit annähernd 1'000 Schülerinnen und Schülern wahrgenommen und sogar Kindergärtler besuchten die Ausstellung. Wir werten die hervorragende Resonanz unserer Kulturvermittlung auch als Auszeichnung für unser Haus. Dass das Thema auch als Bestandteil des Unterrichts zur Diskussion stand, zeigt ein Beispiel der Stiftungsschule Einsiedeln. going BANANAS wurde hier im Kunstunterricht als Wettbewerb ausgeschrieben – die dabei entstandenen künstlerischen Interpretationen sind mehr als beeindruckend.



halbzeit.

ÜBERNEHMEN SIE DIE FÜHRUNG!

Haben Sie Lust, einmal selbst die Führung durch eine Ausstellung zu übernehmen, um Ihre ganz persönliche Sichtweise an andere Menschen weiterzugeben? Die Ausstellung *halbzeit. Ein Blick auf die Mitte des Lebens: Gedanken, Träume, Tatsachen* bietet Ihnen Gelegenheit dazu!

Gesucht werden Besucherinnen und Besucher jeden Alters: Entweder stehen Sie in der Mitte des Lebens, haben diesen Lebensabschnitt bereits hinter sich oder sind noch jung an Jahren und schauen ihm noch entgegen. Drei Personen aus unterschiedlichen Altersgruppen bilden jeweils ein generationenübergreifendes Führungsteam. In lockerer und anregender Gesprächsatmosphäre begleiten Sie an einem Sonntagmittag Besucherinnen und Besucher durch die Ausstellung, stellen Ihre Lieblingsexponate vor und vermitteln Ihre persönliche Perspektive auf das Thema. Zur Vorbereitung der Führung besuchen Sie einen von Kulturvermittlerinnen geleiteten halbtägigen Workshop. Als Dankeschön für Ihr Engagement erhalten Sie ein kleines Souvenir.

ANMELDUNG Per E-Mail (info@voegelekultur.ch), Telefon (055 416 11 11) oder melden Sie sich beim Ausstellungsbesuch am Empfang vom Vögele Kultur Zentrum.

VORAUSSETZUNGEN Gesucht werden Personen im Alter von 16-99 Jahren, die ihre Eindrücke zur Ausstellung *halbzeit* gerne weitergeben, sich mit anderen austauschen und diskutieren möchten.

WORKSHOP Der Workshop zur Vorbereitung der Führung findet nach Absprache samstags oder sonntags im Januar oder Februar 2012 statt und dauert 3 Stunden.

TERMINE DER FÜHRUNGEN Sonntag, 22. Januar und Sonntag, 12. Februar 2012, jeweils 11.15-12.30 Uhr

Auf Ihre Anmeldung freuen wir uns!

FÜHRUNGEN

Zusätzliche Informationen zu den Führungen:
www.voegelekultur.ch/Führungen

Kultur am Sonntag, 11.15 – 12.30 Uhr

Mit Führungspersonen des Vögele Kultur Zentrum
An den Veranstaltungs-Sonntagen (s. Agenda)
finden keine Führungen statt.

Sonntagsführungen mit Kuratorenteam, 11.15 – 12.30 Uhr

13.11.2011, 18.12.2011, 5.2.2012, 26.2.2012

Sonntagsführungen mit Generationenteam, 11.15 – 12.30 Uhr

22.1.2012 und 12.02.2012 (s. Seite 45)

Privatführungen (auch in Englisch oder Französisch)

Gerne gehen wir auf Ihre individuellen Wünsche ein.
Anmeldung: vermittlung@voegelekultur.ch oder 055 416 11 14

Gratisführungen für Schulklassen

Ausführliche Vermittlungsunterlagen stehen zur Verfügung.
Einführung für Lehrpersonen: Donnerstag, 10. November 2011,
18.00 Uhr mit anschliessendem Apéro.
Anmeldung: vermittlung@voegelekultur.ch oder 055 416 11 14

ÖFFNUNGSZEITEN

Mittwoch – Sonntag	11.00 – 17.00 Uhr
Donnerstag	11.00 – 20.00 Uhr
Montag & Dienstag	geschlossen
24. und 25. Dezember	geschlossen
31. Dezember,	
1. & 6. Januar 2012	geöffnet

ANFAHRT mit dem öffentlichen Verkehr

Bahnhof Pfäffikon SZ (S2, S5, S8, IR), Postauto ab Bahnhof
Mittwoch – Samstag ab Bahnhof: .. .01 alle 15'
ab Seedamm-Center: .. .07 alle 15'

Linie 195 bis «Seedamm-Center»

Sonntag ab Bahnhof: .. .45 stündlich
ab Schweizerhof: .. .05 stündlich

Linien 524/525 bis «Schweizerhof»

Linie 195 zusätzlich an den Sonntagen, 11. und 18. 12. 2011
bis «Seedamm-Center»

ANFAHRT mit dem Auto

Zürich-Chur, A3
Ausfahrt Pfäffikon / Seedamm-Center

Parkplätze: Vögele Kultur Zentrum
und Center-Areal

KONTAKT

Vögele Kultur Zentrum
Gwattstrasse 14, CH-8808 Pfäffikon SZ
Telefon +41 55 416 11 11
info@voegelekultur.ch
www.voegelekultur.ch

IMPRESSUM BULLETIN

Trägerschaft des Vögele Kultur Zentrum und Herausgeberin des Bulletins (Verlag): Stiftung Charles und Agnes Vögele, CH 8808 Pfäffikon SZ

Redaktion	Vögele Kultur Zentrum
Autoren	Catherine Arber, Daniel Di Falco, Ursula Gillmann, Nathalie Killias (NK), Kerstin Krutsch (KK), Rouven Rech, Teresa Renn, Beate Schappach (BS), Andreas Schwab (AS), Anne-Sophie Scholl, Jürg Spichiger, Regula Tanner, Monica Vögele
Fotografen	Adrian Moser, Stefan Studer, Pascale Weber, diverse
Korrektorat	Marianne Nepple
Gestaltung	Michael Schaepe
Druckvorstufe	Lutz Repro AG
Druck / Versand	Klimaneutral gedruckt  von Theiler Druck AG: Nr. OAK-ER-11788-00266
Copyright Texte	Autoren und Herausgeberin
Abonnement	Das Bulletin des Vögele Kultur Zentrum informiert über das Programm und enthält Hinweise über Veranstaltungen. Das 2 x jährlich erscheinende Bulletin kann via Post im Abonnement für CHF 10.- bezogen werden.
Erscheinung/Auflage	November 2011 / 13'500 Ex.

Partner/Gönner





COLLINO *Le varie età dell'uomo*, Italien um 1930, Farbdruck, 30,7 x 40,7 cm, Sammlung Dr. Christa Pieske, Staatliche Museen zu Berlin, Museum Europäischer Kulturen, Stiftung Preussischer Kulturbesitz.

IMPRESSUM AUSSTELLUNG

Ausstellungskuratoren
Projektleitung
Szenografie

Palma3, Bern, Andreas Schwab, Beate Schappach
Andreas Schwab, Bern
Atelier Gillman & Co GmbH Basel,
Ursula Gillman, Claudia Schwägerl

Ausstellungsgrafik
Fotografien
Grafik Drucksachen
Bauten
Lichtgestaltung
Medientechnik

art-verwandt, Basel
Adrian Moser, Biel
Michael Schaepe, Zürich
zehnpfennig und weber GbR, Berlin
mati AG, Adliswil
klangbild GmbH, Adliswil

Medienproduktion

Video: point de vue, Basel

Filmproduktion

Audio: Ton-Art-Digitalstudio, Basel

Ausstellungseinrichtung

Torero Film GbR,

Teresa Renn, Rouven Rech, Konstanz/Berlin

Aufbauteam VKZ:

Erich Wessner, Jörg Nosari, Oreste De Faveri

Fritz Modellbau, Basel

Gaby Bachmann

Kerstin Krutsch

Nathalie Killias

Wir danken

Claudia & Julia Müller, Basel. Fee Hollmig, Berlin. Haus am Gern (Rudolf Steiner & Barbara Meyer Cesta), Biel. Ines Doujak, Wien. Karin Fisslthaler, Wien. RELAX (chiarenza & hauser & co), Zürich. Rémy Markowitsch / Maya Roos, Berlin/Luzern. Manon, Zürich. Muda Mathis & Sus Zwick, Basel. Olaf Breuning, New York. Seline Baumgartner, Zürich. Timm Ulrichs, Hannover. Urs Lüthi, Zürich.

Benedikt Loser, Christine Rosa Tanner, Cilgia Pfeleiderer, Daniel Buntschu, Heiner Vögeli, Klaus Heer, Pasqualina Perrig-Chiello, Rainer Grunert, Renata B. Vogelsang, René Schaufelberger, Susanne Rychen-Schaukelberger.

Aargauer Kunsthaus, Aarau. Bayrisches Fernsehen, Redaktion Literatur und Kunst. Biella Schweiz, Brugg. b p k, Berlin. Cartoonmuseum Basel. C.G. Jung Institut, Küsnacht. Deutsches Literaturarchiv Marbach. Dyson SA, Zürich. felix martin, Hi-Fi und Video Studios AG, Lachen. Fondazione Monte Verità, Ascona. Galerie Nicola von Senger AG, Zürich. Golf Import AG, Dübendorf. Grab Keramik AG, Schindellegi. Hans-Ulrich Schlumpf, Zürich. Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Graphiksammlung «Mensch und Tod». Historische Gesellschaft Wädenswil. IWC Schaffhausen. Jürg Spichiger, Bern. Kunsthaus Zürich. LWL-Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Münster. Michael Schaepe, Zürich. Museen der Stadt Recklinghausen. Museen Europäischer Kulturen Berlin, Sammlung Dr. Christa Pieske. Museum Neuhaus Biel. RADZFAZ, Zürich. Renggli AG, Sursee. Robert Walser Zentrum, Bern. SABAG Biel AG, Biel. Schweizerische Bundesbahnen – SBB, Bern. Schweizerisches Literaturarchiv, Graphische Sammlung, Bern. Ueli Flückiger, Mirchel. Videoart.ch, Zofingen. Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Münster.



COLLINO *Le varie età della donna*, Italien um 1930, Farbdruck, 30,7 x 40,7 cm, Sammlung Dr. Christa Pieske, Staatliche Museen zu Berlin, Museum Europäischer Kulturen, Stiftung Preussischer Kulturbesitz.

VORSCHAU

ABWEHR, Mai – August 2012

Jedes System hat seine Abwehrmechanismen, ob Mensch, Tier, Pflanze, Politik, Wirtschaft, Gesellschaft. Gibt es Parallelen? Wer lernt von wem? Wieviel Abwehr ist überhaupt gut? Wo führt sie hin?

VÖGELEKULTURZENTRUM

STIFTUNG CHARLES UND AGNES VÖGELE
 Gwattstrasse 14 CH-8808 Pfäffikon/SZ info@voegelekultur.ch
 www.voegelekultur.ch